Briefe
an die
Freydenker

Worinne dieselbe aus ihren eigenen Schrif-
ten und der Natur der Sache
widerlegt werden

Von
Johann Heinrich Christoph Zahn,
Prediger zu Markſuhl, Förtha und
Burkartroda.

Dritter Theil.

Eiſenach, 1765.
bey Michael Gottlieb Grießbach.

Briefe
an die
Freydenker
Worinne dieselbe aus ihren eigenen Schriften und der Natur der Sache widerlegt werden

Von

Johann Heinrich Christoph Zahn,
Prediger zu Marksuhl, Förtha und Burkartroda.

Dritter Theil.

Eisenach, 1765.
bey Michael Gottlieb Grießbach.

Dem

MAGNIFICO,

Hochwürdigem und Hochgelahrtem Herrn,

Herren

Ernst August Klessen,

Fürstl. Sächs. Weimar- und Eisenachischen Hochbestalten Obervormundschaftlichem Ober-Consistorial-Rath, Hofprediger und Archidiaconus,

Meinem sonders Hochzuverehrendem Gönner und Gevatter.

Wie auch

Dem

MAGNIFICO,

Hochwürdigem und Hochgelahrtem Herrn,

Herrn Christian Köhler,

Fürstl. Sächs. Weimar- und Eisenachischen Hochbestalten Obervormundschaftlichem General-Superintendenten und Ober-Consistorial-Assessorn, wie auch Oberaufseher der Kirchen und Schulen,

Meinem Hochzuverehrendem Gönner

übergiebt dieses so gehorsamst als glückwünschend

der Verfasser.

MAGNIFICI,

Hochwürdige Hochgelahrte Herrn,

besonders Hochgeehrteste Gönner!

Ewr. beyderseits Hochwürdigen Magnificenz ein gedoppeltes Denkmal gehorsamst zu überreichen, nehme mir hierdurch die Freyheit, in der angenehmen

Hofnung, Sie werden solches gütig aufzunehmen, belieben. Das erstere ist noch jenen traurigen und unruhigen Zeiten des Kriegs gewidmet, die wir aber doch unter göttlicher Hülfe durchlebet, und nunmehro, dir, o GOtt, sey nochmaliger Dank gesagt! glücklich überstanden haben.

Das andere fliesset wesentlich aus derjenigen Hochachtung, welche ich Ewr. beyderseits Hochwürdigen Magnificenz schuldig bin, welche ich jedesmal auf das lebhafteste in mir empfunden, und welche sich nur mit meinen Lebens-Tagen endigen kann.

Die Standes-Erhebungen, womit Dieselbe begnadiget worden, fordern meine Pflicht auf, machen meine Freude

aus-

ausbrechend, und eine unwiderstehliche Begierde durchdringet mich, Ewr. beyderseits Hochwürdigen Magnificenz alles Glück, alles Wohlergehen und allen Seegen von GOtt zu erbitten.

Der HErr lasse auch durch Sie die Rotte derer zerstöret werden, welche dem Zeuge Israelis Hohn sprechen und auf dessen Untergang lauren wollen. Er ist mächtig genug, Ihre ruhmvolle Bemühungen zu unterstützen, und die allezeit noch siegende Wahrheit, wird die Boßheit unserer Feinde auf ihren Kopf zurück werfen.

Leben Sie also, so gesund als vergnügt! GOtt gebe Ihnen Muth und Kräfte! Er lasse Dieselben jetzo und allezeit auch noch in denen allerspätesten Jahren diejenige Art der Freuden geniessen,

welche die Wahrheit ihren Bekennern und Vertheidigern zu einer entzückenden Belohnung austheilet: so wird vielleicht einen weitern Anspruch an Deroselben fernern unschätzbaren Gönnerschaft zu machen, erlaubt seyn

Ewr. Ewr. Hochwürd. Hochwürd.
Magnificenz, Magnificenz,

Meines Hochzuehrenden Herrn
Ober-Consistorial-Raths,
nicht weniger
Meines Hochzuehrenden Herrn
General-Superintendenten

Markfuhl
den 27. des Brachmonds
1764.

gehorsamstem
Joh. Heinr. Christ. Zahn, P.

Vor-

Vorerinnerung.

Kaum hatte der erste Theil meiner Briefe die Presse verlassen, kaum fieng derselbe an das ungewisse Schicksal der mancherley Urtheile zu erwarten: so lief bey mir die Zuschrift eines meiner geehrtesten Freunde ein.

Diese fragte mich ganz ernstlich, ob ich den Voltair nicht zu viel angeschuldiget,

wenn ich in dem 12ten Brief behaupten wollte, daß er keinen Unterschied unter Tugenden und Lastern machte, woher ich solches beweisen wollte, und was die Welt hierzu sagen würde?

Ich suchte gleich diesen Verdacht von mir abzulehnen, und versicherte, daß meine Menschenliebe viel zu groß sey, als daß ich von dem Voltair ungleich denken solte; wäre aber etwas wider meinen Willen mit untergelauffen, so würde ich zeitigen Bedacht nehmen, diese Fehler zu erkennen, zu verbessern, und dem Voltair alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Es sey dieses nichts ungewöhnliches in der gelehrten Welt, und man sey gerechtfertiget genug, wenn man nur nicht zur Verleumdung, sondern aus Liebe zur Wahrheit und deren Vertheidigung schreibe.

Freylich ist es nicht abzuleugnen, daß Voltair selbst dieses nicht sagen, sondern aus einer andern Schrift erzehlen will.

Man müßte aber die heimlichen Tücke der Freydenker nicht kennen, wenn man seinen Worten sogleich Treue und Glauben beymessen wollte.

Alle Freydenker besinnen sich noch so viel, daß ihre Arbeiten nicht allzu gut dürften belohnet werden, wenn sie in ihren Schriften das Schild allzufrey heraus hängen wollten.

Sie haben dahero die Behutsamkeit erwählet, durch mancherley Umschweife, durch fast unkennbare Wege das zu sagen, was sie sagen wollen, um nur wenigstens noch dem Anschein der Religionisten davon zu tragen.

Der Herr Kanzler von Mosheim hat dieselbe scharfsinnig entdekt, zusammen ge-

tragen, und ich habe solche deswegen in den Zusätzen dieses Theils mit andrucken lassen.

Der Freydenker ist noch immer schüchtern. Er will das in den Augen der ganzen Welt nicht seyn, was er doch würklich ist, und dennoch ist er zu boshaft, als daß er sich gänzlich verbergen könnte.

Man kann am besten aus diesen Traum kommen, wenn man alle die bekanntesten Schriften der größten Freydenker zusammen nimmt, und aus denselben eine Freydenker-Analogie sammlet. Diese Analogie hat man in der Natur, in der heiligen Schrift, als das beste Auslegungsmittel, angenommen, und so wird man auch die Schriften der Freydenker, und ihre oftmals unbestimmten Ausdrücke, am besten darnach beurtheilen können.

Ich setze zum Voraus, daß der Freydenker die Natur zu seinem untrüglichen

Apo-

Apostel erwehlet, daß er das Verderben derselben nicht anerkennen, sondern den Instinkt seines Herzens, als die Stimme GOttes annehmen will, a) daß er die heilige Schrift als unanständig verwirft, ob er gleich oft davon redet, b) daß er behauptet, die höchste Glückseligkeit der Menschen bestehe darinne, wenn man ohne Gesetz nach dem bloßen Triebe der Natur und ihrer Lüste leben, c) daß man ohne Religion ruhig sterben, und d) daß die Vernunft den Weg zur Seligkeit finden e) könne, daß die Beobachtung der Vernunft die

a) Vid. l'Instinct divin recommandé aux hommes par Mr. de M. à Londres 1753.

b) Vid. Lettres fanatiques Tom. I.

c) Vid. Naufrage des Isles flôtantes.

d) Vid. Reflexions sur les grands hommes, qui sont morts en plaisantant.

e) Traite de la Raison humaine, oder in englischer Sprache Treatise of human Reason.

die moralischen Tugenden ausnehme, f) daß die Sorge für die Seligkeit dem gemeinen Wesen schädlich, daß die Aufopferung der Begierden und die Ergebung in dem göttlichen Willen keine wahre Tugenden, und daß der Landesherr in Sachen der Religion für uns alle Verantwortung über sich nehme: g) so wird man ohne Schwierigkeit erkennen, wie derselbe mit dem Wort Tugend spielet, und was für eine Bedeutung er damit verbindet.

Soll ich nun näher auf den Voltair losgehen, so ist es wahr, daß er oft von der Tugend redet. Er sagt: Alexanders Laster waren im höchsten Grad wie seine Tugenden. Der Himmel macht die Tugend, der Mensch kann sie in Betrug und Irr-

f) Blount Oracle of Reason.

g) Shaftsbury Characteristicks of Men, Manners, Opinions.

Irrthum verhüllen, aber ändern kann er sie nicht. Tugenden der Heyden sollten Verbrechen seyn, grausame Strenge! und so scheinet er auch den Cardan und Spinoza tadeln zu wollen, wenn sie das Gewissen eine Gewohnheit nennen.

Es bleibt mir aber auf der andern Seite unbegreiflich, wie der große Voltair so ungleichförmig denken kann.

Hätte er das Wort Tugend in dem Verstande angenommen, daß sie eine erlangte Fertigkeit wäre, gutes zu thun, oder noch besser ein Bemühen den geoffenbarten göttlichen Willen zu erfüllen: so hätte er die Heyden keine Bilder GOttes nennen, und nicht der Wollust und Unzucht das Wort so öffentlich reden können.

Seine Schrift, la Pucelle d'Orleans. Poeme divisé en quinze livres. Par Mr. de V . . . à Paris, wird nicht viel

besser

besser geachtet, als des de la Mettrie l'Ecole de la Volupté, oder l'Art de jouir, und man sagt von ihm, er habe darinne wider alle Grundsätze des Natur-Rechts und der Sittenlehre geschrieben. h)

Wie seine Candide beschaffen, läßt sich aus denen Zusätzen des Herrn Professor Gottsched, der Leibnitzischen Theodicée, urtheilen, wenn Er schreibt:

„Be-

h) Der Herr D. Wolle nennt den Voltair wegen seines Briefs an die Uranie einen sinnreichen Gottes-Verläugner und Religions-Spötter vom ersten Rang, in seinen Betrachtungen über die Sittenlehre P. II. p. 228.

D. Tralles beweißt, daß Voltair und la Mettrie vieles gemein hätten. Sein Gedicht: Les Tonneaux, wird als eine Spötterey gegen die Vorsehung angegeben. Vid. Dähnerts kritische Nachrichten B. 4. S. 55.

„Behüte uns GOtt! daß wir die „Gedanken unserer Leser mit einer „genauern Erzehlung aller der „Greuel, die er zusammen gelogen, „besudeln sollten. Es würden nur „wenige im Stande seyn, solche „Scheusale ohne Aergernis und „Verdruß zu lesen. GOtt Lob! „daß es nur in dem Gehirn dieses „Dichters solche verdammliche Bos„heiten giebt; die man in der Welt „entweder gar nicht, oder doch sehr „selten erblicket hat.„

Das sind also schlechte Lobsprüche vor einen so starken Geist, der, wenn er auch recht stark seyn will, nur endlich seine eingebildete Stärke in lauter zweifelhafte Ausdrücke kleidet, damit er noch die Freyheit behalten möge, im Fall der Noth sich drehen und wenden zu können.

Der Herr Professor Meyer sagt dahero mit allem Recht: Man muß über die Einfalt der so genannten starken Geister lachen, welche sich deswegen eine ungemeine Stärke im Denken zuschreiben, weil sie von keiner allgemeinen Wahrheit gewiß werden können, oder wollen. i)

Verdenken Sie mich dahero nicht, geehrter und gelehrter Freund! wenn ich die schlüpfrigen Umwege des Voltair vermieden und gerade heraus behauptet habe, er mache keinen Unterschied zwischen Tugend und Lastern.

Eine Voltairische Tugend scheint mir noch viel zu dunkel und versteckt, als daß ich solche zu schildern getrauen möchte — und wer weis, ob solche von dem bürgerlichen Pflichten viel unterschieden seyn dürfte.

Soll=

i) V. Meier Aesthet. P. II. p. 9.

Sollten Sie hiermit noch nicht zufrieden seyn: so versichere ich, Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir den Voltair auf einer bessern Seite überzeugend vorzustellen, belieben wollen.

Sie sind von mir überzeugt, daß ich den Voltair nicht hasse, und also nichts mit Vorsatz zu dessen Verkleinerung beytragen will.

Ich liebe den Voltair. Ich liebe aber die Wahrheit mehr als den Voltair. Und da er ohnehin so gleichgültig gegen sich und seine Denkungsart ist, daß er alle seine Zweifel für die Religion wieder aufopfern will: so wird es seinen großen Geist desto weniger erschüttern, wenn ein Dorf-Prediger sich von ihm ein ungleiches Portrait gemacht hat. Es bleibt bey meiner letztern Versicherung. Ich schätze Sie weit höher als den Voltair, ob sie gleich das Glück in der gelehrten Welt noch nicht gehabt

haben, dem Fontenelle, Addison, Corneille und Racine an die Seite gesetzt zu werden. Ja! ich werde es unter meine Glückseligkeit rechnen, stets zu verbleiben

Ewr. 2c. 2c.

Innhalt
des dritten Theils.

I. Brief.

Verhalten der Gottesgelehrten gegen die Freydenker. S. 3

II. Brief.

Von dem Zufall. 22

III. Brief.

Von der Dichtkunst. 29

IV. Brief.

Von dem Herrn Rousseau. 39

V. Brief.

Von der Freyheit. 53

VI. Brief.

Vorurtheile gegen die Unsterblichkeit. 66

Innhalt des dritten Theils.

VII. Brief.

Betrug der Vernunft. S. 77

VIII. Brief.

Liebe der Feinde, nach der Vernunft. 82

IX. Brief.

Vom Tadel, Hochmuth und Neid. 89

X. Brief.

Von dem Troste. 93

XI. Brief.

Von dem Glück der Gottlosen. 98

XII. Brief.

Von der Musik. 106

XIII. Brief.

Schönheit der Religion. 114

XIV. Brief.

Das Unglück. 117

XV. Brief.

Geist des Zeitalters. 138

XVI. Brief.

Die Furcht der Stufenjahre. 152

XVII. Brief.

Der Affekt. S. 161

XVIII. Brief.

Die Ruhmbegierde. 173

XIX. Brief.

Ein Mittel gegen die Freydenker. 178

XX. Brief.

Von dem Gebät. 181

XXI. Brief.

Vom Tanz. 184

XXII. Brief.

Von der Kirchenzucht. 198

XXIII. Brief.

Von der Falschheit gegen sich selbst. 205

XXIV. Brief.

Von dem Handel. 207

XXV. Brief.

Von der Kraft der Beyspiele. 215

Zusätze.

Innhalt des dritten Theils.

Zusätze.

a) Mancherley Schriften der Freydenker. S. 221

b) Die vornehmste Gesetze und Regeln der freygeisterischen Sprache. 226

c) Freyheit zu schreiben. 232

d) Erklärung, oder Widerruf des ehemaligen Lieutenant de la Serre. 234

e) Auserlesene Zeugnisse gegen die Freygeister von dem Herrn Rousseau. 237

f) S. Schilderungen der gegenwärtigen Zeiten. S. 13. 14. 251

g) De la Bruyere. 254

Briefe

an die

Freydenker.

Dritter Theil.

S. 121

Briefe

I. Brief.

Verhalten der Gottesgelehrten gegen die Freydenker.

Sie veroffenbaren in Ihrer letztern Zuschrift ohne Widerspruch eine Schadenfreude. Sie bekennen nunmehro öffentlich die längst verschlossen gewesene Geheimnisse Ihres Herzens. Eben darum, weil Sie immer heimlich die Religion und ihre Diener angefeindet, fällt es Ihrer verdorbenen Einbildung desto leichter zu glauben, daß die Gottesgelehrten, durch die Spöttereyen der Freydenker, in eine Art der Unruhe versetzt würden.

Wie können Sie aber, bester Freund! ich sage, wie können Sie ihrer sonstigen Vernunft eine solche Meinung aufdringen, die sich schon

selbst widerlegt, und der die ganze Erfahrung widerspricht.

Wie unentfärbt? Wie gelassen waren Sie damals, da ich Ihren Dendraisaten keinen vorzüglichen Werth beylegen wollte, und da unsere Meinungen über deren Entstehungsart noch getheilt waren.

Sie konnten ja, als ein großer Kenner der Natur, also seyn, weil meine Verachtung dem innerlichen Werth Ihres seltenen Steins nichts benehmen konnte.

Ich mußte mir gefallen lassen, daß Sie meine Unwissenheit verlachten, und mir ins Angesicht sagten: Gersaint und Herisset in Frankreich mögen wohl diesen Stein besser, als Sie, zu schätzen wissen. Dieser Stein wird von Liebhabern allezeit begierig gesucht werden, wenn Sie auch gleich denselben ungleich betrachten.

Sie hatten vollkommen recht, und ich erinnere Sie blos darum an meine eigene Unwissenheit, an mein eigenes Vorurtheil, um Ihnen desto überzeugender glaubend zu machen, daß die

Gottesgelehrten eben so gelassen bey denen Spötterenen der Freydenker, als Sie über meine Verachtung seyn können.

Welcher Vernünftiger wird sich über unerhebliche Kleinigkeiten ärgern? Die Sittenlehre befiehlet alle Bosheiten mehr zu verachten als zu rächen, und sowohl Unwissenheit als Vorurtheil müssen ehender durch Sanftmuth verbessert, als durch unzeitiges Stürmen verschlimmert werden.

Die Thorheit dieser Spöttereyen ist denen Gottesgelehrten zu sichtbar, und eben deswegen hegen sie mehr Mitleiden als Zorn gegen diese Unglükselige. Wollen Sie Beyspiele lesen: so will ich die Worte derer Lehrer vom ersten Rang auszeichnen.

Der Herr Kanzler von Mosheim urtheilet in seinen heiligen Reden von der Thorheit solcher Religionsspötter also:

"Es ist thöricht, in solchen Dingen zu lachen und zu scherzen, die wichtig und ernsthaft sind. Es ist ein Zeichen einer grossen Schwachheit des Geistes, wenn man da seiner Einbildung den Zügel

schiessen läßt, wo man Nachsinnen, Ueberlegung und Vernunft vonnöthen hat. Hält man es einem Feldherrn zu gut, der, wenn die Frage ist, wie man dem einbrechenden Feind begegnen soll, die Furcht seines Herrn mit Lachen beantwortet? Und was würden uns für Gedanken einfallen, wenn ein Freund, den wir um den Weg zu unsrer irrdischen Wohlfahrt befragt hätten, uns mit einigen läppischen Sprüchwörtern abwiese?

Was ist ernsthafter als die Religion? was brauchet mehr Nachsinnen, mehr Ueberlegung, mehr Stille, als die Entscheidung der Frage: Ist JEsus der Meßias oder nicht? Wie nöthig ists, die Gedanken zu sammlen, wenn mans ausmachen soll, wie von GOtt, wie von seinem Wesen, wie von seinen Vollkommenheiten soll gedacht werden? Wie groß ist das Gewicht dieser Frage: Werde ich etwas seyn, oder nicht seyn, wenn ich sterbe? Ist meine Seele ein Wesen das vor sich besteht, oder ein Feuer das mit dem Leben verlöscht? Die klügste Leute, die jemals gelebet, haben in diesen

Fragen einen Abgrund gefunden, und ein groß Theil ihrer Tage unruhig gemacht, um aus der Verwirrung heraus zu kommen. Und sehet das Unglük und die Thorheit unsrer Zeiten! Wir sind mit Leuten versehen, die aus allen diesen Dingen nichts machen, und sich einbilden, es sey alles abgethan, wenn sie ihrer Zunge eine unbändige Freyheit einräumen. Sind denn etwa die Dinge anders worden? Sind die Sachen, die vor tausend Jahren wichtig und ernsthaft waren, nunmehro lächerlich und scherzhaft worden? Hat man etwa neue Erfindungen gemacht, die uns ein Recht geben, unsere Vorfahren auszulachen, die in diesen Dingen viel wichtiges gefunden? Nichts weniger denn dieses. Die Sachen bleiben wie sie sind. Unser Verstand bleibt eben so unvollkommen, als er vor dem war. Aber die Weissagung Petri ist erfüllet, und die Spötter sind eingebrochen, die so thöricht sind, daß sie ihre unverschämte Reden zu Beweißthümern machen wollen. Blindheit unsrer Zeiten! Man redet ernsthaft, wenn man

einen Vergleich eingehen oder eine Wohnung bauen will. Man nimmt allen Ernst zusammen, wenn man die geringste Bedienung sucht, und man lachet, wenn von dem Heil der Seele die Rede ist. Man spottet, wann die Frage aufgeworfen wird: Hat diese Welt sich selbst gemacht, oder hat sie ein weiser und mächtiger GOtt geschaffen? Man scherzet, wenn man uns mit Himmel und Hölle drohet und erwecket, und man meynet die Angst vor einen allwissenden Schöpfer am besten von sich abzulehnen, wenn man die Worte seiner Bothen, mit albernen Fragen abweiset. „

Sie können noch damit verbinden, was dieser so große Redner als Gottesgelehrte an einem andern Ort saget:

"Wir haben uns entschlossen, mein Freydenker! in dieser Stunde gegen eine Unart zu reden, die man nirgends weniger, als unter denen Bekennern JEsu Christi kennen sollte, und die vielleicht nirgends mehr als zu unsern Zeiten bekannt ist. Wir wollen die Thorheit dererjenigen ent-

entdecken, die aus dem Glauben, der denen Heiligen vorgegeben ist, eine Art einer Spötterey machen; oder doch wenigstens so davon reden, als wenn sie keine Ehrerbietung gegen denselben in ihren Herzen hätten. Wo sollte man dieses Laster weniger suchen, als unter denen, die in allen Sachen von ihrem Heilande zur Bescheidenheit angewiesen sind, und die von ihm ein Wort von großen Nachdruck empfangen haben, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen, von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben.

Das ernsthafte Wesen, welches unsere Vorfahren annahmen, wenn sie von GOtt und göttlichen Dingen redeten, wird beynahe von denen, die sich weise dünken, unter die Schwachheiten des Alterthums gerechnet. Ein trockner Verstand, der sonst kaum der geringsten Sache eine Farbe geben kann, wird mit einmal lebendig, wann das Gespräch auf die Religion fällt. Er muß zeigen, daß er einige halbgelehrte Bücher, die eine verkehrte Seele aufgesetzt, nicht umsonst gelesen. Er hat einige Re-

densarten eingesammlet, die seinen Bedünken nach geistreich sind, und meynet, Er müsse sie hervorstossen, um der Welt ein Zeugniß zu geben, daß er ein starker Geist und frey von Aberglauben sey. ——— Ein einfältiger Kopf, der durch Wissenschaften und Vernunft so weit nicht gekommen, daß man ihn für klug und scharfsinnig hält, nimmt seine Zuflucht zu einem ungereimten Scherz, über die allerheiligsten Dinge. Die Welt glaubt, der sey ziemlich hoch gestiegen, der am wenigsten an die ordentlichen Meinungen sich kehre, und er will zeigen, daß ihn nichts als neue Lehren und ausserordentliche Dinge gefallen.

Lesen Sie noch fernere Proben einer theologischen Mäßigung pag. 11. dieser heiligen Reden.

"Laßt uns die List unsers Widersachers kennen und verachten lernen, laßt uns seinen Tücken mit Gewalt und Großmuth begegnen, und den von ihm ausgesandten Knechten des Verderbens, ihren Hohn zurück geben! Laßt uns sie, wie jene Gesandten

ten von Sennaherib, ansehen, die mit Pralerey und Hohn sprachen, die Mauren von Jerusalem stürmeten und nicht wußten, daß ein Engel des Todes in der nächsten Nacht den Schimpf rächen würde. Sinds denn Worte, sinds denn Einfälle, die einen Glauben umstossen können, der aufs Blut des Sohnes GOttes, auf Wunder und Zeichen und auf viele andere Beweißthümer gegründet ist? Wird deswegen unser JEsus niedriger werden, weil ein spöttischer Herodes ihm ein weißes Kleid anzeucht? Wird deswegen Paulus ein Bothe der Thorheit werden, weil der Pöbel von Athen seiner Predigt spottet, und ein halbgelehrter Weise mit Scheltworten und Lotterbuben um sich wirft? Sind wir denn so weich, in den Dingen der Welt, als wir uns zuweilen in denen Sachen des Glaubens bezeigen? Werden wir denn so verwirrt, wenn man über gewisse Bemühungen spottet, die wir als Mittel zum irrdischen Glück betrachten. Läßt sich denn ein Geitziger dadurch von seiner Begierde abhalten, wenn man seine Sorgen für

thöricht

thöricht hält? Wird deswegen ein Ehrgeiziger kalt in seinen Eifer, weil es Leute giebt, die seine Arbeit vor eitel beschuldigen? Lassen wir denn sogleich die Meynungen fahren, die wir angenommen, wenn wir hören, daß andere mit ihrer Verachtung sich belustigen? Warum sind wir denn so zaghaft, warum wanken wir denn so, wenn ein ungereimter Spötter der Religion nicht schonet? Warum unterscheiden wir nicht hier eben so wohl wichtige Worte und gewisse Gründe? Warum kehren wir das Maas der Verachtung nicht auf dem Kopf der Unglaubigen um? Warum ergreifen wird den Schild des Glaubens nicht, mit welchen wir alle feurige Pfeile des Bösewichts auslöschen können? Gehet in euch, furchtsame Seelen, deren Gemüther so leicht verwirret werden!

So finde ich auch nachfolgende Stellen, des großen Mosheims von gleichen Gewicht, gleicher Schönheit und gleicher Ueberzeugung.

Ist was lächerlichers, als im Ernst zu sagen: diese Welt sey GOtt! dieser Staub,

den

den wir mit Füßen treten, gehöre zu GOttes Wesen? Haasen, Hunde, Mücken, wären Glieder GOttes? Ist was lächerlicher, als uns weis machen wollen, die Welt sey daher entstanden, weil einmal ein unzehliger Staub, ich weis nicht wie unvermuthet, in einen Haufen gefallen? Ist was abgeschmackter, als sich einbilden, es sey von ohngefehr geschehen, daß unsere Augen so geworden, daß wir damit sehen, und unsere Ohren, daß wir damit hören können? Und das glaubt man doch, indem man die reinen und geheiligten Lehren der Religion mit Hohn verwirft? Ist was thörigters, als zu behaupten, das Geschlecht der Menschen, und die unterschiedene Arten der Thiere, wäre von Ewigkeit her auf eben diese Weise, wie jetzo, gezeugt und fortgepflanzt worden, da doch keine Zeugung ohne eine Ursach seyn kann, und es Zeit braucht, ehe Menschen und Thiere geschickt zur Zeugung werden. Heißt das nicht die Menschen bereden wollen, daß eine Sache, die ihre Ursachen hat, wie ein jeder weis, dennoch keine Ursach gehabt,

sondern

sondern von Ewigkeit gewesen? Heißt das nicht sich selbst widerlegen, und etwas sagen wollen, wenn man nichts spricht? Was ist unvernünftiger, als zu sagen, daß ein Stück todter Materie, wenn es mit denen Zähnen zermalmet und durch die Verdauung des Magens in Blut verwandelt worden, dadurch geschickt werde, ordentlich zu denken, vernünftig zu urtheilen, Wahrheit und Irrthum zu prüfen? Ist was lächerlicher, als zu glauben, ein Stück Erde bekomme Vernunft und Weisheit, wenn es durch etliche Gefäße unseres Leibes gehe, und das ist doch die scharfsinnige Erfindung, die denen Spöttern, welche die Unsterblichkeit der Seele verlachen, gefället —— —— Blinder Unverstand! Man sagt Dinge, die so ungereimt, daß ein Halbverständiger lachen muß. Man bauet Schlösser in die Luft, um den Himmel zu stürmen, und man meint doch geschickt genug zu seyn, heilige Wahrheiten zu verlachen, die unzehlige Wunder und das Zeugnis der Welt vor sich haben, und neben dem

voll von Merkmalen eines göttlichen Lichts und einer ewigen Weisheit sind. Man spottet also und verdienet am ersten verspottet zu werden ——— Die Erfinder von diesen Lehren und Redensarten wissen oft selbst nicht, was sie glauben oder haben wollen. Sie dünken sich weise zu seyn, wenn sie mit Worten reden, die keine wahre Bedeutung haben, und nichts mehr als ein Laut sind, der ohne Nachdruck ist, daher erfahren diejenige, welche mit ihnen zu thun haben, sehr oft, daß sie vergeblich gearbeitet, und Dinge zu bestreiten sich beflissen, die nicht können bestritten werden, weil sie nirgends, als in der Einbildung, ihrer Erfinder sind. —— Was kann es einem Weisen und Verständigen für Vergnügen bringen, wenn er bald einen Wortzänker, bald einen hochfliegenden Weisen, der sich es für eine Schande hält, so wie andere Menschen zu denken, bald einen finstern und kranken Verstande, bald einem eigensinnigen Schwätzer, bald einer betrogenen Einbildung, durch allerhand krumme und ungebahnte Wege, folgen, und

aus vielen Dornen und Disteln den Kern einer unseligen Frucht hervorsuchen muß?

Wollen Sie mehrere Beyspiele dieser Art sehen, so will ich Ihnen den eben so würdigen Herrn Abt von Jerusalem aufstellen. Dieser sagt in der Rede von dem Haß der Welt, gegen die Wahrheiten der Religion:

Ueberredet die Welt, es sey kein GOtt, lehret ihr: seine Gerechtigkeit sey ein Gedichte; die Sünde sey eine Einbildung; die Ewigkeit ein Traum: das Gericht eine Fabel; das Gewissen ein Vorurtheil. Setzet den Eigennutz an die Stelle der allgemeinen Liebe; erlaubet einen jeden wie er will, seine Rache an seinem Feinde auszuüben; führet die Unmäßigkeit als einen Wohlstand ein; machet die Ungerechtigkeit zu einer Regel der Klugheit; rathet die Verzweifelung als ein Mittel an, alle Widerwärtigkeiten zu überwinden, und gebet denen Menschen die Freyheit ihre Begierden, wie sie können, zu erfüllen. Doch nein! = = = haltet ein, Feinde der Menschlichkeit! mit diesen grausamen Bemühun-

gen. Es kann eure Absicht nicht seyn, die Welt zu verbessern; euer Unglaube zielet auf den Untergang des menschlichen Geschlechts; ihr reißt die Stützen der bürgerlichen Gesellschaft und unserer Glückseligkeit um, wenn ihr unsern Gottesdienst zerstöret, und euer Unglaube zielet auf den Untergang des menschlichen Geschlechts. Unser Gottesdienst ist es, der den Fürsten ihre Throne befestiget und der Unterthanen ihre natürliche Freyheit vertheidiget. Dieser ist es, welcher das menschliche Geschlecht in seiner Verbindung und alle Stände in ihrer Ordnung erhält; dieser hält den Gewaltigen zurück, daß er seine Herrschaft nicht zur Unterdrückung der Niedrigen mißbrauchen darf, und hindert wiederum den Knecht, daß er sich an seinen Herrn nicht darf vergreifen. Er beschützet unser Eigenthum; er vertheidiget unsere Unschuld; er richtet uns auf, wenn wir liegen; er tröstet uns, wenn wir verlassen sind; er stärket uns, wenn wir schwach sind; er beruhiget uns, wenn wir sterben müssen. Grausame! wollet ihr uns diese Glückseligkeiten rauben?

Und wie artig schildert dieser große Mann die Gleichgültigkeit der Freydenker gegen die Religion in dem Bilde Herodes. Er läßt sich im 1 Th. H. R. pag. 72. vernehmen.

Herodes hatte alle Religionen der damaligen Welt, und brauchte keine, als wenn er sie zu diesem Endzweck nöthig hatte. Zu Hause war er ein Jude, zu Rom opferte er denen Göttern, und in Griechenland verwandte er die größten Kosten auf die Erneuerung der dasigen Gebräuche. Brauchete er die Gunst der Juden, so verschwendete er alles, um ihren Tempel aufs kostbareste auszubauen; wenn aber der Aberglauben der Heiden ihm vortheilhafter schien; so verfolgte er jene und bauete wieder Götzen-Tempel. War es nöthig, sich tugendhaft zu stellen; so hatte er alle scheinbare Vollkommenheiten an sich, die man nur groß nennen kan. Fiel hingegen der Nutzen dieser Verstellung weg: so war er in allen Boßheiten auch wiederum unmenschlich. Er war hochmüthig und kriechend, grausam und großmüthig; geitzig

und verschwenderisch; und ein jedes, wenn es nöthig war, so natürlich, daß man nicht entdecken konnte, welches er aus Verstellung war. Er war der eifrigste Freund und wiederum der erste Verräther, so bald sich seine Absichten änderten. Er war unermüdet sein Haus groß zu machen, und dennoch zugleich der grausamste Henker von seinen Brüdern, von seinen Gemahlinnen, von seinen Kindern.

Kurz! es war ihm keine Tugend so heilig, die er nicht seinen Lastern aufgeopfert hätte, und es war ihm kein Laster zu natürlich, was er nicht hätte wieder unterdrücken können, wenn der Schein der Tugend seinen hochmüthigen Absichten bequemer war.

Der Herr D. Wolle druckt sich in seinen H. R. pag. 67. gegen den Unglauben der Freydenker also aus:

Und was nehmen sie dann vor? Sie bringen einige frostige Einfälle einer verwilderten Einbildung auf die Bahn, und

bilden sich ein, dadurch Thaten und Geschichte entwaffnen zu können. Sie geben das Wort vom Kreutze für Thorheit aus. Sie spotten den GOtt, der am Kreutze ehedessen gestorben. Und woher das alles? Daher, weil der GOtt dieser Welt so vieler unglaubigen Sinne verblendet hat, daß sie bey dem schwachen Lichte der Fackel, die ihre durch Laster verblendete Vernunft trägt, die göttliche Weisheit, welche wir unter dem Kreutze Christi finden, unmöglich sehen können. Ach Elend unserer Zeiten! Ach Verwirrungen derer Menschen! die in der Zeit nichts thun, als die Ewigkeit bauen sollten.

Diese Zeugnisse werden stark genug seyn, Ihr Vorurtheil zu überwinden. Sie können daraus erkennen, daß die Gottesgelehrten zwar das Unglück unserer Zeiten, wie es die Billigkeit, Pflicht und Menschen-Liebe erfordert, beseufzen, daß sie das lächerliche und thörichte in denen freydenkerischen Meynungen, nach der Natur aber, ohne alle Bitterkeit schildern, und dabey allezeit einen so gesetzten als getrosten Muth

blicken

blicken lassen. Und warum sollten sie dieses nicht thun? Versichert Ihnen die Offenbarung, daß die Pforten der Höllen das Reich Christi nicht überwältigen sollen, wie könnten es wohl die Freydenker thun? Ich habe die Ehre zu verbleiben ꝛc. ꝛc.

Ew. ꝛc. ꝛc.

II. Brief.

Von dem Zufall.

Es war der dritte des angenehmen Monats May, da Sie mich gegen Abend zu einem Spaziergang einladen liessen. Wir durchwanderten, ganz gemächlich, viele anmuthige Gegenden, und fast bey jeden Schritt zeigte uns die Natur Gegenstände zu neuen Unterredungen. Bald stunden wir stille und betrachteten den Graswuchs, bald hefteten sich unsere Augen an die aufgeschwollenen und ihrem Aufschluß sich nähernden Saftknoten der Gewächse, bald vergnügten wir uns an der balsamischen Luft, bald machte uns der Glanz der Blumen aufmerksam, und keine von diesen angehäuften Schönheiten wurde allein, sondern immer eine nach der andern, nur obenhin, be-

trachtet. Sie neigten sich auf einmal zur Erde und zeigten mir einen gefundenen Stein, darinne Sie undeutliche Abrisse bemerken wollten. Dieser lenkte unsere Rede auf alle sogenannte Bildsteine, und Sie fragten nach deren Entstehungsart. Ich erzehlte Ihnen, daß, so viel mir aus der Naturkunde erinnerlich, dieselbe noch nicht völlig bestimmt sey. Sie waren begierig etwas darüber zu lesen, und ich versprach Ihnen die Schriften des Crüger, des Moro und des Herrn D. Baumer Thüringisches Mineral-Reich.

Nachdem Sie einige Zeit ganz stille und nachdenkend fortgegangen, sagten Sie zu mir: Ich mag diese Steine betrachten, wie ich will: so kan ich keine Ursachen dieser Figuren entdecken. Man thut wohl am besten, man kommt wohl am leichtesten davon, wenn man solche einem Ohngefähr oder dem Zufall zuschreibt. Ich antwortete Ihnen, wie können Sie, als ein Mann von mathematischen Wissenschaften, einen solchen Sprung thun? Kann wohl Ihre nachforschende Vernunft mit einem Ohngefähr, oder dem Zufall zufrieden seyn? Diese beyden Wörter sind

ja eben so dunkel, als die Ursache der Bilder, welche Sie aufsuchen.

Ein Ohngefähr glauben, dem Zufall etwas beymessen, heißt nichts mehr, als eine Würkung ohne Ursach annehmen wollen, und dieses widerspricht sich selbst. Es dringt uns ja noch keine Nothwendigkeit, das Ohngefähr zur Hülfe zu nehmen. Es sind Ursachen da, die, wenn sie auch nicht zureichend seyn sollten, wenigstens als wahrscheinlich gelten müssen. Einige leiten solche von der Ueberschwemmung der Sündfluth, andere nennen sie bloße Spiele der Natur, noch andere wollen denen natürlichen Salzarten eine bildende Kraft zueignen, der vorhin aber angeführte Herr D. Baumer beweißt, daß die würklichen Figuren und Versteinerungen dahero entstanden, weil das jetzo trockene Land, wo man dergleichen finde, vorhero Meer gewesen. Er begründet seine Meinung darauf, daß nicht nur in denen obersten Schichten der Flötzgebürge, sondern auch in einer mehr als 1400. Schuhe betragenden Teufe Versteinerungen wären gefunden worden, und der berühmte Henkel urtheilet: derjenige müßte ganz blind seyn, der die ver-

versteinerten Thiere mit denen Seegeschöpfen nicht vor einerley halten wollte.

Sie beharreten nichts destoweniger auf Ihrem einmal angenommenen Ohngefähr, und ich merkte gar bald, daß Sie dieses ins Allgemeine ausdehnen wollten. Ich suchte Ihnen zuvor zu kommen durch die Erzehlung der bekannten Geschichte, welche der P. Kircher in China, mit einem Schüler des großen Confucius gehabt haben soll, aber nichts war vermögend Ihnen das **Ohngefähr** vergessend zu machen.

Sie unterbrachen meine Rede, und fiengen an von denen Begebenheiten der großen Welt und denen mancherley unvermutheten Schicksalen der Menschen zu erzehlen. Sie unterhielten mich lange mit abwechselnden Geschichten glücklicher und unglücklicher Personen, die Ihnen bekannt gewesen, und von deren besondern Verhängnissen man keine Ursach habe finden können.

Ich fragte Sie nach geendigten Erzehlungen: ob Sie als ein Philosoph also erzehlen und also denken könnten? Ich erinnerte, daß das Ohn-

gefähr und der Zufall unter diejenigen Redensarten des bürgerlichen Lebens gehöreten, deren genaue und wesentliche Bedeutung man nicht allezeit untersuche, sondern, die nur mehr nach Gewohnheit gebraucht würden.

Wollen Sie denn also gar kein Ohngefähr und keinen Zufall gelten lassen? erwiederten Sie, und ich sagte Nein! denn kann ich nach der Vernunft auch nicht allemal die Ursachen finden, so schreibe ich, als ein Christ, alles der weisen Vorsehung GOttes zu. Ich rühmte Ihnen die Betrachtung des Herrn von Aken besonders an, und ich will Ihnen nochmals an den Anfang derselben erinnern.

Sie finden solche im 2 Th. seiner H. R. und die ersten Worte lauten also:

> Wenn der Unglaubige den Zufall und das Schicksal verehret: so thut er es deswegen, damit er die Vorsehung läugne. Und wenn der Glaubige den Zufall und das Schicksal zugesteht: so thut er es deswegen, damit er die Vorsehung anbethe. Das, wodurch der eine die Vorsehung aus

dem Gesichte bringt, gebraucht der andere sich die Vorsehung desto kenntlicher zu machen. Und das, wodurch sie dem einen sanft und liebenswürdig ist, dadurch wird der andere bewegt, sie entweder zu verläugnen oder als wild und grausam zu betrachten. In dieser ungleichen Stellung müssen wir den Zufall und das Schicksal betrachten. Ohne die Vorsehung ist der Zufall nichts. Dieß ist das erste, das wir erwägen. Ohne die Vorsehung ist das Schicksal nichts. Dieß ist das andere das wir betrachten.

Ich werde mich recht herzlich freuen, wenn Sie mich benachrichtigen, daß Sie eine Ueberzeugung darinne gefunden.

Sollten Sie solche noch nicht haben, so lebe ich versichert, daß sie dieselbe nach wiederholten Lesen und genauern Nachdenken erlangen werden, zumal, wenn Sie die Betrachtung von der Religion der Klugen, vor- oder nachhero dabey zu lesen belieben wollen.

Menschen sind ja zur Ehre GOttes erschaffen, und dahero müssen Sie auch alles zu dessen Ehre auslegen.

Weder der Zufall, noch das Ohngefähr, noch das Schicksal, noch eine Nothwendigkeit, kan meinen Verstand sättigen, noch meinen Willen beruhigen. Hingegen leide ich als ein Christ, so leide ich unter dem Trost einer gewissen und angenehmen Hofnung, daß mein niedergeschlagenes Gemüth wiederum aufgerichtet und alle mein Leiden sich in Freuden verwandeln können. Können Sie mir aber auch Trostgründe aus dem Zufall und Ohngefähr ableiten, so erwartet solche nächstens

Ew. 2c. 2c.

III. Brief.

Von der Dichtkunst.

Sie waren kaum aus den dritten Feldzug von Göttingen hierher in die Winterquartiere eingerückt: so beehreten Sie mich mit Ihrem Zuspruch. Ihre erstere Frage war: wie haben sich meine Leute vor meiner Ankunft aufgeführt? und ich antwortete: recht wohl, recht stille, recht ordentlich.

Sie erzehleten mir, wie Sie vor Ihrer Abreise viele Schriften gekauft, und versprachen mir dieselbe zu zeigen.

Nach einigen Tagen beliebten Sie hiesige Dienerschaft zu sich bitten zu lassen, und zu denenselben auch mich. Wir hatten kaum ein wenig gespeiset, so rückten Sie Ihren Stuhl, und giengen nach dem Nebenzimmer. Sie sa-

hen rückwärts auf mich und fragten: Wissen Sie was ich holen will? Ich antwortete: Die Schriften des Milton. Sie fragten mich: Ob ich einen Wahrsagergeist hätte, woher ich solches errathen könnte? Ich konnte aber solches leicht daher muthmassen, weil ich aus Ihren unaufhörlichen Lobsprüchen nicht undeutlich abnehmen konnte, daß es Ihre Lieblingsschriften waren.

Sie legten hierauf das verlohrene Paradies auf die Tafel, und ich fragte: Ob Sie das Wiedergefundene nicht zugleich mit erkauft hätten?

Sie bezeigten Ihre Freude über die schönen Erfindungen, über den Schwung, und überhaupt über das Erhabene, Natürliche und Rührende in diesen Gedichten, und endlich fiel die Rede auf die bekanntesten und berühmtesten Dichter unser Zeiten.

Nach einigen Tagen kamen Sie zu mir und fiengen gleich wieder von denen Dichtern an. Sie fragten mich: Ob die Begeisterung einen Dichter nicht auf unnatürliche Gedanken führen könnte? und ob nicht diese Gewohnheit, unnatürlich zu denken, Gelegenheit

heit zu neuen und falschen Wahrheiten geben könne?

Ich antwortete Ihnen: man könne diese Frage nicht ehender entscheiden, man müsse denn vorhero die Natur der Sachen, von der poetischen Natur, die philosophische Möglichkeit, von der poetischen wohl abtheilen, und sich einen rechten Begriff von der poetischen Grenze machen.

Sie waren mit dieser allgemeinen Antwort noch nicht zufrieden, und ich gab Ihnen des Bassedow Lehrbuch der schönen Wissenschaften, daraus Sie alles übrige ersehen konnten.

Nach einigen Lesen, sagten Sie: diese Regeln sind für die Dichter so schön, als die ästhetischen des Prof. Meyers vor die Redner, aber welcher Dichter und welcher Redner richtet alles so genau darnach ein? Konnte man nicht die Erdichtung des Rabelais ausschweifend nennen, da er der Welt in seinem Pantagruel ein Ungeheuer geschildert hatte, das sich keine Einbildung vorstellen konnte. Wie konnte eine ganze Armee unter dessen herausgestreckten Zunge sicher vor dem Regen seyn? Wie konnte ein Mensch,

der ihm bey Gelegenheit in dem Mund gekrochen, sechs Wochen daselbst seinen Aufenthalt finden? Wie konnte man sich auf einen seiner Backenzähne eine Stadt vorstellen? in welcher eine Pest wütete, und woran 100,000. Menschen sturben, ohne daß dieser Pantagruel solche Kleinigkeiten in seinem Munde empfunden hätte.

Hierher gehören auch die Lilliputianer des Swifts, oder der kleine Mensch, der sich bey einen andern ins Bette gelegt, und als jener im Schnarchen die Luft an sich gezogen, dadurch in die Nase seines Kameraden sey versetzt worden.

So will man auch vieles bemerkt haben, in dem Gedichte des Voltair, unter dem Tittel: Les Tonneaux, worinnen er den gemeinen Begriff von den Geschäften GOttes verspottet, und zween Tonnen geträumet haben soll, aus welchen in einen ewigen Regen gutes und böses auf die Menschen herunter falle.

Ich antwortete Ihnen, ich will nicht gänzlich abläugnen, daß ein Mann, der viel und oft dichtet, mit dieser Denkungsart zu bekannt werden kann, aber ich beklage, daß ich selbst kein

Dichter,

Dichter, am allerwenigsten aber ein Kunstrichter in der Dichtkunst bin, dahero werden Sie wohl und besser thun, wenn Sie diese Unterredung an einen andern Ort fortsetzen, wo Sie vielleicht einen geschicktern Mann darzu finden können.

Mir ist in der Anschuldigung nichts bekannt, als daß man erzehlet, die Poeten wären vor den erstern Zeiten in dem Besitz des Ruhms vorzüglicher Schönheiten gewesen. Dieser aber wäre durch die so glückliche Nacheiferung der Prosaisten sehr vermindert worden. Die Dichter hätten ihren Rang behaupten wollen, und dahero eifrig gesucht, immer mehrere Schönheiten in ihren Schriften anzuhäufen. Sie hätten alles rednerische, und das, was nur unter denen Dichtern zu gemein geworden, verachtet, und immer auf etwas neues und ungewöhnliches gedacht.

Sie unterbrachen meine Rede, und sagten: also hat immer ein Theil den andern geschraubet, und wohin werden Sie sich, und einer den andern am Ende schrauben? Ich sagte, darum lasse ich mich unbekümmert, denn ich habe Ih-

nen eingestanden, daß ich kein Kenner bin. Aber! fuhren Sie fort, es sind ja nur gewisse Schönheiten, und nur gewisse Arten solche zu schildern möglich, wenn nun alle diese aus- und durchgedacht sind, wo denn hinaus? O! sagte ich, eignet sich denn nicht ein jeder Dichter etwas —— schöpferisches zu, und können denn nicht täglich neue Kräfte in dessen Poetische Adern eindringen? Der Dichter hat ja ein unermeßliches Feld vor sich, und die Welt nimmt das Wort neu nicht in einem so ängstlich genauen Verstande, wie Sie.

Hier fiel mir auf einmal der gelehrte Abt Du Bos ein. Ich sahe keine glücklichere Auskunft vor mich, als dessen kritische Betrachtung der Poesie herbey zu hohlen, Sie dadurch von mir zu entfernen, und Ihre Gedanken zu zerstreuen.

Ich fieng an zu lesen, pag. 44.

Plato wirft der Poesie noch eine andere schädliche Würkung vor: Diese, daß die Dichter, indem sie sich so oft an die Stelle der Lasterhaften setzen, deren Gesinnung sie ausdrücken wollen, endlich selbst die lasterhaften Sitten anneh-

annehmen, wovon Sie täglich Nachahmungen machen. Man hat allzuviel Ursache zu befürchten, daß ihr Geist verdorben werde, wenn er sich so oft und viel mit Ideen unterhält, welche nur verderbte Seelen beschäftigen. Frequens imitatio, sagt Quintilian, transit in mores!

Ha! Ha! ruften Sie aus; sehen Sie, daß auch andere - - - - ich las aber immerfort, weil ich mir vorgesetzt hatte, Sie durch Lesen zu betäuben. Geschwinde wendete ich das Blat um und las, pag. 44.

Plato wollte die eigentliche Dichtkunst in seiner idealischen Republick nicht dulten. Er befürchtete, die Schildereyen und Nachahmungen, die das Wesen der Poesie ausmachen, möchten auf die Einbildungskraft seines Lieblingsvolkes einen so starken Eindruck thun, welches er sich mit eben so großer Lebhaftigkeit des Verstandes, und eben einem solchen empfindlichen Naturell, als die Griechen, seine Landsleute, vorstellete, allzu starke Würkung thun.

Hier wurde ich im Lesen gewahr, daß Sie erschütternd lachten. Ich fragte, warum? Sie antworteten: über Ihren Plato; aber was sagen Sie denn? Ich fieng wieder an p. 43.

Plato sagt: Die Dichter finden kein Vergnügen darinne, uns die innere Ruhe eines weisen Mannes abzuschildern, welcher mitten unter Schmerzen und Vergnügungen immer eine gleichmüthige Seele behält.

p. 44. Er unterstützt diese Betrachtungen, die er über die schädlichen Würkungen der Dichtkunst anstellt, durch seine eigene Erfahrung. Nachdem er das Bekänntnis abgelegt hat, daß er sich bisweilen von ihren Reitzungen habe zu weit verführen lassen, vergleicht er die Ueberwindung, die es ihm kostet, sich von dem Homer los zu machen, mit der Pein eines Liebhabers, welcher nach vielen Kämpfen genöthiget ist, eine Geliebte zu verlassen, die sich allzuviele Herrschaft über ihn anmaßt.

Man siehet also, daß, wenn Plato p. 45. die Dichter aus seiner Republik ausschließt, er sie blos aus der Ursach daraus verbannet, welche die Prediger verbindet, wider die Schauspiele zu reden, und die der Grund war, warum die Athenienser diejenigen aus ihrer Republik verwiesen, welche ihren Mitbürgern allzusehr gefielen.

Nun! sagten Sie, habe ich genug; hören Sie auf zu lesen. Ich will keine fernere Antwort von Ihnen erzwingen. Thun Sie es auch nicht, antwortete ich; mein lieber Plato hat mir aus dem Gedränge geholfen. Sie hätten keine Antwort von mir bekommen und wenn ich noch eine Stunde hätte lesen sollen. Ja! aber warum? Haben Sie die Poeten zu lieb, oder fürchten Sie sich? Sie finden beydes an mir. Ich liebe Sie und fürchte Sie. Denn die Kunst scheinet ihnen eigen zu seyn, ihre Feder gegen ihre Beleidiger zu schärfen: Hätte ich nach meiner Einfalt geantwortet, so hätte ich den ganzen Helicon beunruhigen können.

So aber darf mich niemand in Verdacht nehmen, als ob ich auch aus der Dichtkunst die Freydenkerey herleiten wolle. Plato! mein lieber Plato hats gesagt, und Ihnen empfiehlt sich zu unvergeßlichen Andenken

Ew. ꝛc. ꝛc.

IV. Brief.

Von dem Herrn Rousseau.

Sie schickten mir am fünften des Monats April durch einen Bauer einen kleinen Zeddel, mit der aufgeschriebenen Frage: Sind wohl die Länder glücklicher, worinne die Gelehrsamkeit, oder die, worinne noch die Unwissenheit und Rauhigkeit der Sitten herrschet?

So fremd mir diese Frage anfänglich schiene, so bald fiel mir ein, daß Sie solche ohnfehlbar von Ihrer letztern Reise mitgebracht haben würden.

Ich überdachte die Frage. Ich suchte auch hin und wieder die Gedanken anderer darüber vorläufig zu lesen. Da ich aber nichts fande, mußte ich mich mir selbst überlassen.

Ein Krankenbesuch unterbrach meine Gedanken, und ich mußte die Fortsetzung derselben bis auf den folgenden Morgen verschieben.

Hier erschienen Sie mir ganz unvermuthet. Sie waren schon zur Wachtparade fertig, und kützelten sich damit, mir eine Frage vorgelegt zu haben, die Ihnen Ehre machen würde. So gleich sagte ich Ihnen, Herr = = = = = diese Frage haben Sie nicht selbst ausgedacht. Sagen Sie mir doch gleich, woher Sie dieselbe mitgebracht haben? Sie erzehleten mir, daß Sie auf scharf Commando nach = = = = wären beordert worden. Man habe Ihnen daselbst sehr höflich begegnet, und diese Frage wäre in einer sichern Gesellschaft abgehandelt, wohinein auch Sie wären geladen worden.

So viel Sie vernommen, hätte man die Meinung des Herrn Rousseau bestritten,

> daß die Wissenschaften den Menschen in die Sclaverey und Knechtschaft gezwungen hätten.

Ich antwortete Ihnen, daß mir diese Meinung zwar bekannt; ich könnte aber solche von

dem

dem Rousseau, als einem so großen Denker, ohnmöglich in einem ungleichen Verstande annehmen. Ich wollte mir dahero lieber die Mühe nehmen, diese Gedanken in ihrem Zusammenhang zu lesen, als Ihnen eine unzulängliche und übereilte Antwort ertheilen. Sie waren hiermit zufrieden, giengen auf Ihre Parade, und mich rufte eine Amtsverrichtung an einen auswärtigen Ort. Und wie groß war meine Bewunderung, da ich gegen Abend nach Hause kam und hörete, daß Sie alle ausmarschiret waren.

Ich mußte Ihnen also meine Antwort schuldig bleiben, bis ich mein allgemeines Versprechen erfüllen konnte.

Schöner aber kan ich dieselbe nicht einkleiden, als solches der Herr M. Burscher gethan, und eben darum will ich dessen Gedanken Ihnen überschreiben:

Die schönen Wissenschaften, schreibt er, sollen das Unglück der Menschen befördern helfen: Sie sollen ein Mittel für die Grossen dieser Welt seyn, den Hals der Unterthanen an das Joch ihrer Herrschaft zu gewöhnen.

wöhnen. Und wer sind den dieſe Groſſen? Ich kann nicht glauben, daß die Kühnheit unſers Gegners ſo hoch geſtiegen seyn ſollte, daß er unter den Großen alle Obrigkeiten, und unter dem Joch, das er ihnen andichtet, alle Verfaſſungen und Ordnungen verſtanden haben wolle. Iſt er ſchon ein gebohrner Republikaner, indem er mit dem Titel eines Bürgers von Genf recht zu ſtolzieren ſcheint, o! ſo weis man doch, daß es Genf an Obrigkeit nicht fehlet. Und welcher Staat in der Welt, er ſey nun ſo frey als er wolle, kann ohne dieſelbe wohl beſtehen?

Urtheilen Sie nun ſelbſt, meine Herrn! welch eine unverantwortliche Verwegenheit es ſeyn würde, alle Ordnung und Einrichtung zu läſtern, ohne welche Geſellſchaft, Ruhe und Freyheit nicht erhalten werden können? Allein, wir wollen ihn nicht richten. Dieſes Amt gehöret der Obrigkeit, gegen die er höchſt ungerecht und ſtraffällig handeln würde, wenn er auf ſolchen Meinungen beſtehen ſollte.

Es gehöret für seine eigene Mitbürger zu Genf, die bey einer gänzlichen Anarchie, anstatt einer ordentlichen Republick, ein Chaos von Unordnungen und Verwirrungen, lauter Meutereyen, Rotten, Mord, Brand und Todschlag in ihren Mauren und Grenzen würden herrschen sehen.

Wer sind denn aber sonst die Großen, die sich der schönen Wissenschaften bedienen, wenn Sie wollen, daß ihre Unterthanen das Joch gedultig tragen sollen?

Sind es etwa Tyrannen, die ihrer Unterthanen Wohlfahrt mit grämischen Augen ansehen; und unruhig werden, wenn jene ruhig zu seyn scheinen?

O nein! das Mittel, welches die schönen Wissenschaften darbieten können, ist viel zu langsam für Tyrannen.

Ihr Thron wankete, wenn er nicht immer aufs neue unterstützt wird. Und wie sollen die ungerechten Mittel blutgieriger Fürsten, durch die dünne Decke der schönen Wissenschaften verhüllet werden können: Wenn die traurigen Opfer

der

der Grausamkeit die Unterthanen täglich erinnern, daß sie einem Herrn gehorchen müssen, der ihre Verweigerung durch die entsetzlichsten Martern rächen würde?

Herrn Rousseaus Großen müssen also entweder Monarchen seyn, die ihren Völkern unumschränkt gebiethen: oder er meynet, das Regiment der Edlen im Lande; oder er versteht endlich die Regierung eines freyen Volks aus seinen eigenen Mitteln.

Allein, verzeih mir, Werthester Gegner! wenn ich behaupte, daß du dieses alles mit gutem Grunde nicht sagen kanst.

Eben so druckt sich der Herr M. Brucker in der 4ten Rede wider den Herrn Rousseau pag. 67. aus:

> Aber vielleicht ist doch dieses wahr, daß die Wissenschaften den Großen dieser Welt dienen müssen, Blumen-Kränze um die Ketten zu winden, womit Sie ihre Unterthanen beschweren?
>
> Arme Wissenschaften! so müßt ihr auch noch diesen Vorwurf erdulten, als wenn

ihr dienlich wäret, den Menschen in das Joch der Großen zu spannen, die Empfindung der ursprünglichen Freyheit zu ersticken, die Völker in ihre Sclaverey verliebt zu machen, und die niederträchtigen Sitten derselben zu bilden, das ist, ihre Augen zu verblenden, daß sie die Stricke nicht sehen, in welche sie gerathen sind.

Verlangen Sie auch meine eigene Gedanken, so werde ich mich hierüber nur in so fern heraus lassen.

Die Unzufriedenheit ist diejenige unerkannte Schwachheit eines Menschen, woran er immer kränkelt durch sein ganzes Leben, und unser Herz wird dahero niemalen leer von abwechselnden Wünschen, das, was der Mensch nicht hat, wünscht er oft, und das, was er würklich hat, verwünscht er nicht selten.

Young urtheilet dahero ganz recht, daß alle Wünsche ein Gegensatz der Weisheit und ein Verderben der Gesundheit wären.

Ist es wahr, was die Sittenlehrer behaupten, daß jeder Mensch etwas kindisches durch

sein ganzes Leben an sich behalte: so mag dieses in denen unaufhörlichen Wünschen vieler Menschen nach einer unumschränkten Freyheit zu finden seyn, und es fragt sich nicht unbillig: ob solche sich selbst nach einer reinen Vernunft glückseliger achten könnten, wenn ihre unbedachtsamen Wünsche auch würklich erfüllet würden?

Es ist eine verjährte und bewährte Regel aller Weisen, daß ein jeder glückselig seyn kan, wenn er nur will, und was hilft dem Menschen alle äusserliche Freyheit, so lang er noch ein Sclav von seinen innerlichen Begierden und Leidenschaften ist.

Die innerliche Freyheit der Vernunft übertrift die äusserliche. Und wer jene hat, kann diese aller Orten geniessen.

Wo ist ein Staat? wo ist eine Regiments-Verfassung, darinne der Unterthan, nicht die nöthige Freyheit haben sollte? Daß aber Regenten durch ihre Gesetze allen Ausschweifungen vorbeugen, solches erfordert Ihre Vorsorge vor das ganze, vor das einzele Wohl Ihrer Bürger, vor Ruhe und Sicherheit. Mich

deucht

deucht dahero, diese Denkungsart scheinet vor einen Gelehrten am unwürdigsten, weil er, als ein Gelehrter, sich selbst ein Gesetz seyn sollte.

Aber! vielleicht könnte man auch nur den bekannten Satz des Herrn Rousseau als eine gelehrte Bemühung ansehen, Zeiten gegen Zeiten, und einen Zustand gegen den andern in ein Verhältniß und mehreres Licht zu setzen.

Wäre dieses zu vermuthen, so würde er ganz andere Ausdrücke gebraucht, und sich nicht so frey herausgelassen haben.

Nein! es erscheinet vielmehr aus allen, daß er ganz häßige Gedanken gegen die bürgerliche Lebensart hegt, und vielmehr den wilden Völkern gewisse Vorzüge zuschreiben will.

Und worinne sollten wohl diese bestehen? Ist es eine größere Glückseligkeit, ganz alleine oder in einer gewissen Gesellschaft zu leben? ist es eine wichtigere Glückseligkeit, wenn man alle natürliche Pflichten verkennet, oder wenn man dieselbe aus Menschen-Liebe ausübet, und kan nur wohl ein thierischer Instinkt unser Leben allein so angenehm machen?

Das sind Fehler unser Einbildung, welche auch der Gelehrte mit dem Wilden gemein hat, und will Herr Rousseau sein Glück unter denen Esquimaux anbauen, wer wird es ihm mißgönnen?

Wer hat mit denen Chineserinnen deswegen einen Streit erreget, wenn sie beständig an ihren Augenliedern zerren, um sehr kleine Augen, als eine besonders eingebildete Schönheit zu bekommen. Man gönnet ihnen ihre kleine Augen, ihre herabhangende Ohren, ihre kleinen Füsse. Denn alles dieses ist schön bey Ihnen, aber nur in ihrer eignen Einbildung.

Wer verargets einen Tunquineser, wenn er sich seine Zähne mit Sorgfalt schwarz färbet, anstatt wir uns bemühen, dieselbe täglich zu reinigen und weiß zu erhalten?

Was kan es uns verschlagen, wenn der Arakaner glaubt, daß ein verfaulter Fisch besser als ein gesottener, oder auf eine andere Art zubereiteten, schmecken soll?

Wollen die ledigen Weibspersonen unter denen Jakosen sich gewisse Bilder von Blumen

und

und Thieren zu Vermehrung ihres persönlichen Reitzes in die Haut schneiden, und dabey ein gewisses Vergnügen empfinden: so wird niemand dargegen etwas einzuwenden haben. Denn es bleibt bey allen Menschen, und in allen Ländern dabey, was Fontenell sagt: L'opinion fait tout.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß das bürgerliche Leben seine sichere Beschwerden nicht haben sollte, welche der Wilde in seinem Zustand nicht findet.

Es sey aber ferne, daß man solche aus den Wissenschaften, oder Regimentsformen ableiten sollte; man kann sie mit mehrerem Rechte aus denen täglich zunehmenden eiteln Neigungen der Menschen vorstellig machen.

Jeder Mensch kann sich durch seine eigene Begierden das bürgerliche Leben erschweren; je mehr er sich andern gleich zu stellen, oder dieselbe zu übertreffen sucht.

Die Eifersucht ist die tägliche und alljährliche Krankheit aller Bürger, und diese könnte

ehender ein guter Verstand, als ein geschickter Arzt curiren.

In wie weit hat sich doch die deutsche Welt, von den Zeiten des Westphälischen Friedens an, verändert!

War vorhero das französische Ceremoniel unbekannt: lebte man noch damals nach der so edlen Einfalt der Natur: so haben wir nicht die Wissenschaften, nicht die Regimentsformen anzuklagen, sondern uns selbst, daß wir durch die Aufnahme einer fremden Lebensart, zugleich fremde Sorgen, fremden Kummer und fremdes Mistrauen unter uns eingeführet, und unsern Zustand dadurch vielleicht mehr verschlimmert, als verbessert haben.

Waren unsere Vorfahren bey ihrer Lebensart gesund: so klagen wir über tägliche Schwachheiten, und die Allgemeinheit derselben scheint es der Mode einverleibt zu haben, daß man mehr kränklich, als gesund seyn darf.

Fieng man nach und nach an, die unverstellte Offenherzigkeit der Deutschen rauh zu nennen: so empfinden wir mehr Gram und Sorgen bey

der heutigen geschliffenen, aber ungewissen Höflichkeit.

Die damals überall bekannte Treue erweckte einen zuverläßigen Glauben, und unsere gesittete Zeiten haben uns so mißtrauisch gemacht, daß ein jeder, der noch den Namen eines feinen Mannes führen will, bey jedem Wort auf den Gegenverstand denken, und dahero beständig in einer gewissen Bänglichkeit leben muß.

Das sind allerdings große und beschwerliche Fehler der Gesellschaft, ohne welche der Wilde weit gesunder, weit ruhiger und weit sicherer leben kann.

Allein! wer kann dafür? Ich kenne kein Gesetz, das uns darzu verbindet. Der größte Hauffe hat sich solche Lebensarten aus Gefälligkeit erwehlet, und der Ueberrest schwimmet seufzend diesem Strom der Zeiten nach.

Es sey dem aber, wie ihm wolle; so will dennoch Herr Bassedow die Gewährleistung über sich nehmen, daß auch ein Halb-Wilder, der sonst die Europäische Lebensart verabscheuet, sich dennoch nach und nach in dieselbe verlieben

und Deutschland mit seinem Vaterlande gar gerne verwechseln werde.

Könnte man hiervon wiederholte Versuche anstellen, so würden dieses die überzeugendsten Beweißgründe gegen den Herrn Rousseau seyn. Die Zeit muß dieses aufklären, und ich bin inzwischen

Ew. rc. rc.

V. Brief.

Von der Freyheit.

Sie überraschten mich einsmals, da ich nach Tisch einen Italiänischen Brief durchlas. Sogleich nahmen Sie mir das Buch aus der Hand, sahen hinein und sagten: Das ist gut, daß ich etwas in meiner Lieblingssprache lesen kann. Sie durchdachten flüchtig die Worte, und lachten über dessen Unterschrift Umilissimo Schiavo.

Warum? sagten Sie, nennt der Verfasser sich einen Sclaven; er hätte sich ja nach Art der Deutschen, der Franzosen und Engländer ausdrücken können.

Ich zeigte Ihnen aus vielen Briefen, daß es die Italiäner eben so in Gebrauch hätten, doch sey es ja etwas willkührliches, wie sich einer unterschreiben wollte.

Nein! erwiederten Sie. Das Wort Sclav, ist dem Italiäner so natürlich geworden, daß er mehr seinen erbärmlichen Zustand, als seine Höflichkeit damit verrathen will. Sie sollten nur einmal selbst in dem Lande seyn: so würden Sie sich, wie ich, wundern, wie wenig der arme Landmann zu seiner Nothdurft übrig hat.

Ich konnte Ihnen in der damals critischen Zeit, als einem Catholicken, mich nicht anvertrauen; suchte dahero Ihre Gedanken auf eine ganz andere Seite zu lenken, und sagte: Ja, das ist bekannt, daß die Italiäner Sclaven ihres Zorns und einer ungemäßigten Liebe seyn sollen, und dergleichen Sclaven können Sie auch aller Orten in Deutschland antreffen.

Ey! sagten Sie, so müßten alle Menschen Sclaven seyn, wenn Sie es in dem Verstande nehmen wollten. Denn, wo sollte man einen Menschen finden, der nicht zum Zorne, und nicht zur Liebe geneigt sey?

Ja, antwortete ich; ein anders ist, zu einer Leidenschaft geneigt seyn; und wiederum ein anders,

anders, sich derselben dergestalt überlassen, daß man sich selbst keinen Widerstand thun kann.

Allen Menschen wird der Saame zu denen Affecten angebohren, aber immer einer kann dieselbe mehr mäßigen und deren Ausbruch unterdrücken, als ein anderer.

Wäre dieses nicht, so hätte man, aus Liebe zur Politesse, die Verstellungskraft nicht so weit bringen können. Man weis ja einen natürlichen und freundschaftlichen Kaltsinn zu der Zeit anzunehmen, wenn das Herz von Galle überlaufen möchte.

Kann man aber der Politesse so geschickt frohnen, so zeigt doch das die Möglichkeit einer Ueberwindung, welche man alsdenn durch öftere Nachübungen aus Liebe zu GOtt in mehrern Fällen auch gegen jedermann beweisen kann.

O! sagten Sie, ich bin kein Politikus, sondern ein Soldat, und ein Soldat fragt weder nach Politesse, noch nach Sittenlehre. Vergeben Sie mir, wendete ich ein, der Krieg hat auch seine Sittenlehre. Sie finden solche in dem

Völker-Rechte, und ein jeder Officier und Soldat hat seine Sittenlehre in der Vernunft und Religion zu suchen.

Wir kommen zu weit! ruften Sie mit starker Stimme, von unserm Zweck. Lassen Sie uns von der Freyheit überhaupt reden, denn ich glaube gar nicht, daß der Mensch eine Freyheit hat; ich bin oft in Händel gezogen worden, ohne mein Verschulden, ich habe mich oft wieder meinen Willen schlagen müssen, es ist mir zuweilen eingefallen, ich müßte darzu prädestinirt seyn, und dieses alles hätte doch nicht geschehen können, wenn ich eine Freyheit gehabt, oder dieselbe hätte gebrauchen können. Wir sind so gut Sclaven als die Italiäner, nur daß wir es nicht eingestehen wollen.

Sie scheinen mir hierbey etwas aufgebracht zu seyn, und, um ihr Gemüth wieder zu beruhigen, sagte ich Ihnen den Vers aus der Ode des dähnischen Herrn Ober-Hof-Predigers, Cramers, auf die Souverainite:

O Freyheit! Silberthon dem Ohre,
Licht dem Verstand und hoher Flug zu denken,

Dem

Dem Herzen groß Gefühl!
O Freyheit! Freyheit! nicht der Democrat allein
Weis, wer du bist!
Der guten Könige glückliche Sohn
Der weis es auch!

Sie bezeigten Ihren Wohlgefallen darüber und sagten: Zeigen Sie mir aber nur erst, ob meine Gedanken unrichtig sind? Ja, antwortete ich, herzlich gerne.

Ihre Gedanken sind völlig unrichtig. Ihre Denkungsart klingt mir noch zu gemein und zu vorurtheilig. Wahrhaftig Sie, sind nicht prädestiniret zu Ungelegenheiten, sondern Sie werden sich wohl selbst darzu prädestiniret haben, und dieses werde ich Ihnen nicht ehender und besser vor Augen stellen können, als wenn Sie mir eine solche Begebenheit nach allen wahrhaften Umständen zu erzehlen belieben wollten.

Alsdenn würde ich Ihnen aus dem Verhältniß der Umstände eines gegen den andern gar leicht veroffenbaren können, daß Sie allerdings

dings die Freyheit gehabt, dergleichen zu vermeiden, wenn Sie nur anders gewollt hätten.

Es ist ja nichts gemeiners, als daß der zu seiner Selbst-Rechtfertigung immer geneigte Mensch die Schuld von sich auf die Prädestination oder eine andere vorgebliche Ursach zurückschiebet.

Wäre dieses, so könnten Sie ja keinen Soldaten und GOtt keinen Sünder strafen. Der Mensch hat und muß allerdings eine Freyheit haben, sonst hörete er auf vernünftig zu seyn.

Haben Sie keine Freyheit ihren Degen hier in dieser Stube anzubehalten und abzulegen? Haben Sie keine Freyheit mit mir zu reden, oder stille zu schweigen? Aber, wendeten Sie ein; wie in meinem Dienst? Der Dienst! antwortete ich, erfordert bestimmte Handlungen, und diesen haben Sie sich, nach ihrer eigenen Erzehlung, auch freywillig unterzogen. Was soll also sclavisches an Ihnen seyn? Wollen Sie einige Gedult haben; so will ich Ihnen mehreres Licht von dieser Freyheit geben, damit Sie solche in ähnlichen Fällen, desto besser brauchen können.

Die Welt hat einige tausend Jahr über die Frage gestritten: Ob der Mensch frey sey? und man glaubt nicht ohne Ursach, daß die streitende Vorwelt dieses Wort durch ein unnöthiges ausklügeln mehr verdunkelt, als erkläret habe.

Cartes hinterließ die Freyheit noch in ihrer Hülse, und Bayle vergieng sich so weit, daß er die vollkommenste Freyheit GOttes, mit dem Namen einer Sclaverey belegte.

Ich will Ihnen aber nur vorjetzo Genugthuung schaffen von der innerlichen und bürgerlichen Freyheit eines Menschen.

Philosophisch erfordert man zu der Freyheit oder einen Willens-Zustand 1) das wirkliche Wollen unserer Seele, daß etwas geschehe oder sey, ingleichen die verschiedene Stärke und Schwäche dieses wirklichen Wollens, 2) das wirkliche Nichtwollen einer Sache, ingleichen die verschiedene Stärke und Schwäche dieses Nichtwollens, 3) die Gleichgültigkeit, da wir weder wollen noch nicht wollen, sondern entweder an keins von beyden auf irgend eine Weise denken, oder wegen gleicher Wichtigkeit streiten-

der

der Bewegungsgründe in der völligen Ruhe des Willens bleiben.

Freyheit wird also heissen, die innere Ursach der Veränderlichkeit unsers Wollens durch moralische Mittel.

Diese Mittel sind die Bewegungs-Gründe, auf welchen die Stärke oder Schwäche unsers Wollens und Nichtwollens beruhet, und hierzu nimmt man Vorsatz und Bewußtseyn, wenn von dem Menschen gesagt werden soll, daß er frey gehandelt habe.

Unter die moralischen Mittel gehöret vorzüglich die Vorstellung der Folgen unserer Handlungen, welche je gewisser und lebhafter man sich dieselbe macht, je hinreichender werden sie seyn, unser Wollen oder Nichtwollen zu befördern, es sey denn, daß ein Mensch sich selbst zum Denken unfähig gemacht habe.

Ich setze den Fall, Sie werden morgen zu einem Zweykampf herausgefordert. Wollen Sie das Vorurtheil von den Point d'honneur auf die Seite setzen, wollen Sie vorhero überlegen, daß

daß ein Zweykampf ein würklicher Eingrif in die landesherrliche Gerechtigkeit sey, wollen Sie bedenken, daß dieses vermeinte nothwendige Uebel, theils ein trauriges Ueberbleibsel von denen ehemaligen Tournier-Zeiten, theils ein mitleidenswürdiges Andenken jener dicken Unwissenheit war, da man in Ermangelung einer ordentlichen Gerechtigkeit, die Streitigkeiten durch lauter Wunderdinge zu entscheiden suchte. Wollen Sie sich vorstellen, daß entweder Sie oder Ihr Gegentheil wahrhaftig unglücklich seyn werden, daß Sie kein Verhältniß zwischen dem Verbrechen und der anmaßlich ausgeübten Strafe finden, daß Sie entweder oder jener eines Lebens beraubt worden, welches sich keiner von Ihnen hat geben können, mithin auch keiner sich das Recht anmaßen darf, dasselbe einer dem andern zu nehmen: so werden diese Bewegungsgründe stark genug seyn, Ihren vielleicht übereilt gefaßten Vorsatz zu ändern, und ihren Willen davon abzulenken. Das ist nun die Freyheit, die Sie sich vorhin selbst absprechen wollten. Ja! wurfen Sie ein, Sie können mir leicht das vorsagen. Aber mit einem Officier ist es eine ganz andere Sache.

Wahr ist es, wenn ich allezeit das bedenken wollte, so würde ich mich niemalen in Händel einlassen, aber das ist so verzweifelt böse unter uns, daß alsdenn keiner mit dem andern den Dienst übernimmt, bis er seine Sache ausgemacht hat.

Dieses gehöret billig unter die beklagenswürdigsten Vorurtheile. Es begründet sich auf den Irrthum, daß keiner von Adel, oder kein Officier eine andere Gerechtigkeit verlangen dürfe, als die er sich selbst mit dem Degen oder ein Paar Pistolen verschaffe: wer hat aber wohl jemals diesen Herren dergleichen Vorrechte eingeräumet, oder Ihnen eine Unabhängigkeit eingestanden?

Diese Art der Ehre besteift sich nur auf eine aus dem Alterthum angenommene verderbte Einbildung, und kan gar leicht in eine Schande ausarten, nachdem die hohe Landesobrigkeit über einen solchen Unglücklichen ein gerechtes Urtheil aussprechen will.

Können Sie es aufhalten, wenn eine Obrigkeit gebiethen wollte, den Körper eines im Duell

Gebliebenen, andern zum Scheusal unbegraben liegen zu lassen, wie man von der Verordnung eines schwedischen Königes erzehlen will: wo käme alsdenn das Point d'honneur hin, wenn Ihnen auch die letzte Ehre abgeschnitten würde, und welcher Freund würde alsdenn nur drey Hände voll Erde noch auf sie werfen?

Darum würde ich mich unbekümmert lassen, es würde mir alles gleichgültig seyn; denn ich würde alsdenn nichts mehr empfinden.

Können Sie aber so gleichgültig von dem Verlust Ihres Lebens und desjenigen letzten Dienstes reden, den die Menschheit aller Orten verlangt: so muß es Ihnen ja leichter fallen, eine Beleidigung, eine Verachtung großmüthig zu übersehen, um Ihr Leben und Ihre wahrhafte Ehre und Gewissen nicht auf das Spiel zu setzen.

Sie können sich die Umstände nicht so vorstellen, als der, so hinein geflochten ist. Man muß wahrhaftig, man mag wollen, oder nicht wollen.

O! sagte ich, Sie müssen meine Erklärung von der Freyheit, nicht recht begriffen haben. Ja! sagten Sie, vollkommen; allein dieses Unglück kann dadurch nicht gehoben werden. Wir haben rechte Philosophen unter uns, aber ihre philosophische Ueberlegungen haben solche so wenig dargegen, als mich, schützen können. Wissen Sie was? Erklären Sie mir lieber die bürgerliche Freyheit, denn ich muß doch einmal als Officier leben und sterben.

Hieran, antwortete ich, wird nicht viel zu erklären seyn. Sie finden solche bey dem Verfasser der Patriotischen Träume nach allen Erfordernissen, wenn er sagt:

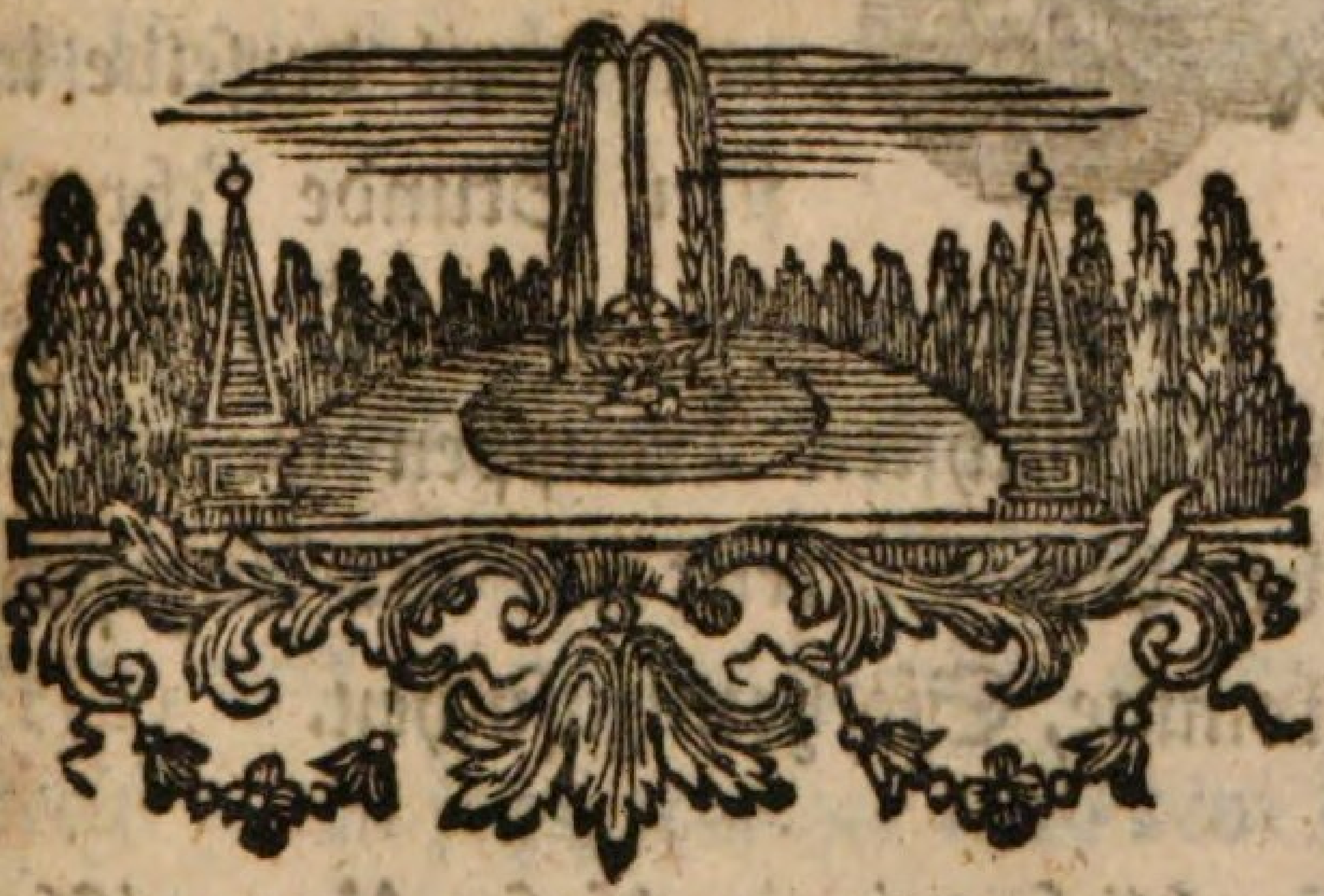
"Finde ich ein Volk, bey welchen jeder "Bürger ungehindert den Gesetzen der Tugend nachleben, die Früchte seines Fleißes "und seines Witzes ungestört geniessen und "für allen Anfällen des Neides und Eigennutzes gesichert wehren könnte, in einem solchen Stande würde ich mich frey "glauben, ich möchte unter dem unumschränktesten Despoten leben oder in einer

"völ-

"völligen Demokratie der letzte Bürger "seyn."

Sie überzeugten mich bey dem Abschied, daß Ihnen meine ganze Unterredung nicht mißfallen hatte, und versicherten in Zukunft gelegentlichen Gebrauch davon zu machen; und eben daran will Sie jetzo aus bloser Menschenliebe noch einmal erinnern

Ew. rc. rc.



VI. Brief.

Vorurtheile gegen die Unsterblichkeit.

Ihr erster Zuspruch war mir der schreckhaftigste, und zwar darum, weil derselbe in der ersten Stunde Ihrer Anherokunft mir wiederfuhr, weil Sie Befehlshaber der fürchterlichsten Trouppen waren, und weil Sie bey dem Eintritt mir ins Angesicht sagten: Ich komme, Sie heimzusuchen.

Es blieb mir in dieser Ungewißheit nichts übrig, als alle Arten der Höflichkeit an Sie zu verschwenden.

Ich fragte nach Ihrem Character: und Sie nennten sich einen Capitain.

Ich fragte: Herr Capitain, womit kann ich Ihnen aufwarten? Belieben Sie zu essen, oder zu trinken, oder womit kann ich mich Ihnen gefällig erzeigen; und Sie antworteten sehr ernsthaft und kaltsinnig: ich danke für alles.

Ich schwieg stille und fieng an auf allerley zu denken, und in dieser Zwischenzeit neigten Sie ihr Haupt und schliefen ein.

Vielleicht, dachte ich, ist dieser Officier zu ermüdet von dem Marsch; vielleicht ist er verdrüßlich gemacht worden, oder vielleicht ist Er zu deinem Unglück gekommen, und erwartet noch mehrere.

In dieser Aengstlichkeit wurde ich desto mehr bestärkt, weil sogleich jemand an meine Stubenthür klopfte, und ich abermals einen andern Officier herein treten sahe, welcher nach dem Herrn Capitain fragte:

Sie fuhren aus dem Schlaf und sagten sogleich zu mir: das ist der Herr Lieutenant. Ich freuete mich auch dem Herrn Lieutenant kennen zu lernen, und fieng noch einmal an alles anzu-

biethen, was die Vorigen übrig gelassen hatten, und was nur noch zu haben seyn möchte.

Sie bathen um etliche Tassen Caffee, und ich verdoppelte meine Schritte Ihnen zu willfahren.

Nach eingenommenen Caffee schienen Sie mir der artigste Mann zu seyn, und ich fieng an ein besseres Zutrauen zu Ihnen zu schöpfen.

Sie erinnerten den Herrn Lieutenant an eine gewisse vor kurzem vorgefallene Affaire, ohne Benennung des Orts und ohne Bestimmung der Umstände.

Ich hörete zu, und endlich fragte ich: Wie Ihnen bey dergleichen Affairen zu Muthe wäre? Sie antworteten: wahrhaftig! nicht allzu wohl.

Ich nahm Gegelegenheit Ihnen zu sagen: daß die Herrn Officiers, wegen Ihrer gefährlichen Lebensart, sich fleißig durchs Gebet GOtt empfehlen, und in einer täglichen guten Bereitschaft erfunden zu werden, suchen müßten; und Sie antworteten mir zu meiner größten Verwunderung: Nichts weniger denn dieses!

Ich erschrack noch einmal für diesen unvermutheten Gedanken, und Sie belachten noch denselben, wiewohl der Herr Lieutenant keinen Antheil daran zu nehmen schien.

Beten Sie denn gar nicht, fragte ich weiter; und Sie antworteten: Man denkt wohl oft an das Beten, theils aber kann man vor Unruhe, theils vor Angst nicht, oder wenigstens doch nicht mit gehöriger Andacht beten, und weiter darf der Soldat nicht denken, wenn er ein guter Soldat bleiben will.

Diese Meinung kam mir so unerhört, als ungewöhnlich vor, und ich bathe Sie um eine Erläuterung.

Sie sagten: So bald der Soldat an die Ewigkeit denket, so bald er sich vorstellet, daß seine Seele unsterblich wäre, so bald wird er anfangen feige und kleinmüthig zu werden, und man wird sich umsonst bemühen ihn Herzhaftigkeit einzusprechen.

Ey! sagte ich, Herr Capitain! Sie sind ja doch ein Christ, und wie können Sie als ein

Christ Ihr und ihrer Soldaten Herze mit heyd-
nischen Vorstellungen erfüllen?

Sind denn das heydn'sche Vorstellungen, fragten Sie? Und ich antwortete: Ja!

Deslandes hat uns in seiner kritischen Geschichte der Weltweisheit hiervon den besten Beweiß geliefert, wenn er erzehlet

Daß man sich zur Zeit des Nero zu Rom beklagt habe, wie die neuerlich eingeführte Lehre von einer zukünftigen Welt, den Soldaten den Muth benähme, sie furchtsamer machte, den Unglücklichen des besten Trostes beraubte, und überhaupt den Tod verdoppelte, indem Sie nach diesem Leben mit neuem Leiden drohete.

Ueberdenken Sie einmal, Herr Capitain! diese Römische Klagen; so werden Sie einsehen müssen, daß solche heydnisch und im Grunde ganz falsch sind.

Wäre ich ein Officier, so würde ich mich ehender bemühen mir und meinen Soldaten einzuprägen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit

das

das Herz beruhigen und den Muth verdoppeln könne.

Warum gehen Sie ausser der Campagne, alle Abend so getrost schlafen, Herr Capitain? nicht wahr darum? weil Sie sich mit der gewissen Hofnung schmeicheln, Sie würden den folgenden Morgen wiederum erwachen, ihr voriges Vergnügen finden und Ihren Dienst wiederum antreten?

Wie nun aber? wenn ich Ihnen im Gegentheil mit Gewißheit sagen könnte; Herr Capitain! diese Nacht wird die letzte Ihres Lebens seyn. Sie werden darinne aufhören zu seyn, Sie werden morgen und niemals wiederum erwachen. Sie werden Ihre Freunde, Ihre Soldaten, Sie werden auch mich nicht wieder sehen.

Der Feind wird Sie in Ihrem Gezelt überfallen, man wird Ihr Herz durchbohren, oder die und jene Krankheit, welche schon lange mit jedem Pulsschlag in Ihren Adern fortgeschlichen, ein Gefäß nach dem andern unvermerkt eingenommen und verdorben, wird plötzlich ausbrechen und Ihrem Leben sein Ziel setzen.

Sagen Sie mir doch nun aufrichtig, Herr Capitain, in welchem von diesen beyden Fällen, würden Sie unerschrocken zu Bette gehen? Nicht wahr, im erstern Fall? und zwar darum, weil Sie Hofnung hätten wieder aufzustehen.

Wird aber dieses durch die tägliche Empfindungen, durch eine ununterbrochne Erfahrung an uns selbst bestätiget: wie konnten die Römer, und wie können Sie glauben, daß die Lehre oder die Hofnung von einer zukünftigen Welt dem Soldaten den Muth benehmen sollte?

Was einzeln der folgende Morgen gegen den vergangenen Abend ist, das ist auch im Ganzen ein zukünftiges Leben gegen dieses.

Bin ich wahrhaftig überzeugt, daß ich in der Ewigkeit fortleben oder ein Leben finden werde, wo ich keinen Feind fürchten darf, wo mich keine Sorgen mehr beunruhigen, wo kein heimlicher Gram mein Herz zernaget, wo kein Jammer mir Thränen auspresset, wo ich von meiner Einbildung nicht mehr getäuscht werde, wo weder List noch Falschheit mich hintergehen und meine Freude ungewiß machen können; sondern

wo ich geistisch in unabänderlicher, entzückender, reinen Wollust, ohne Schwachheit, ohne Unbequemlichkeit eines lästigen Körpers, meinen Schöpfer, meinen Erhalter, meinen rechten Vater erblicken, ihn loben und danken werde: so kann und muß ich ein solches beschwerliches Leben, dergleichen das unsrige ist, gar gerne dargegen vertauschen, weil ich mehr gewinne als verliehre.

Ja! sagten Sie: Sie mahlen zwar die Ewigkeit auf der guten Seite, und in so fern, kann sie etwas beruhigendes haben. Aber wie sieht es mit den Drohungen aus? Diese können doch keinen Muth erwecken.

Ich antwortete, ein jeder Mensch hat Ursach sorgfältigen Bedacht darauf zu nehmen, aber den Römern müßte solche doppelt fürchterlich scheinen.

Als Heyden konnten sie aus der Vernunft den Willen GOttes nicht erkennen, die Lehre von der Buße konnten sie nicht ausdenken, und der einem Christen so tröstliche Glaube konnte die Römer gegen die Drohungen der Ewigkeit nicht sicher stellen.

 Wie

Wie können Sie also, als ein Christ bey so ungleichen Umständen, heydnische Meynungen annehmen, und sich so unnatürlich damit trösten?

Ich habe überhaupt aus den Reden der Herren Officiers viele dergleichen falsche Arten ihres eingebildeten Trostes bemerkt.

Der eine bauet sein Glück auf den oder jenen glücklichen Tag eines Monats, der andere glaubt es könne ihn keine Kugel treffen, als diejenige, welche mit seinem Namen bezeichnet wäre, und ich habe deswegen Ihnen oft gesagt, daß ein andächtiges Gebet und ein wahrhaftes Vertrauen zu GOtt, weit mehrere Herzhaftigkeit erwecken werde.

Hierzu mußte der Priester unter denen Ebräern das Volk an die Spitze der Armee ermuntern, wenn er sagte: Israel höre zu! ihr gehet heute in den Streit gegen eure Feinde, euer Herz verzage nicht, fürchtet euch nicht und erschrecket nicht, und lasset euch nicht grauen vor ihnen, denn der HErr euer GOtt gehet mit euch, daß er für euch streite mit euren Feinden, euch zu helfen.

Eben diesen Gebrauch beweiset Rollin Tom. XI. p. 2. p. 443. seiner alten Geschichte von den Egyptern, Persern, Griechen und Römern.

Daß die Liebe und Zutrauen zu einem General, daß dessen Stärke der Beredsamkeit oft Wunder thun können, davon liefert uns der Verfasser von der Kriegs-Beredsamkeit pag. 168. die schönsten Beyspiele.

Was erfordert denn der Heldenmuth anders, als standhaft gegen alle Schwierigkeiten, unerschrocken in allen Gefahren und anhaltend im Streit zu seyn, und diese Gemüths-Verfassung kann man desto leichter erlangen, wenn man sich einem erfahrnen General anvertrauet, und des allmächtigen Beystandes seines GOttes versichert leben kann.

Alles, was falsch ist, Herr Capitain! kann nicht bestehen, und alle Trostgründe, die uns nur aus einer leeren Einbildung zufliessen, sind viel zu schwankend, als daß man sich in solchen großen Gefährlichkeiten darauf verlassen könnte.

Vorurtheile bleiben Vorurtheile, und eine solche Einbildung kann durch den geringsten Umstand schüchtern gemacht werden.

Schenken Sie der Religion ein besseres Vertrauen. Richten Sie sich nicht nach ihrer Vernunft, noch nach den Beyspielen anderer, sondern ganz alleine nach dem untrüglichen Worte GOttes.

Machen Sie sich der Wahrheit nach, von dem die Nutzanwendung, was der Marquis von Mirabeau in seinem politischen und öconomischen Menschenfreund sagt: Die Religion ist die vornehmste Triebfeder der Sitten. Ein Fürst der sich mit Verachtung der Religion groß machen wollte, wird ein Mordbrenner seines eigenen Pallastes, und untergräbt seinen eigenen Thron. Philosophie ist heut zu Tage nur die Kunst den Unglauben zu beweisen. Würdigen Sie mich Ihres fernern gütigen Andenkens, als

Ew. 2c. 2c.

VII. Brief.

Betrug der Vernunft.

Bauen Sie doch ferner, ich bitte Sie um alles, nicht mehr so viel auf Ihre Vernunft.

Geben Sie immer das Vorurtheil auf, das Sie bishero von sich selbst gehegt haben, als wenn Ihre Einsichten hinreichend genug, und alle Ihre Schlüsse untrüglich wären.

Es gehöret unter meinen angenehmsten Zeitvertreib, wenn ich, in und ausser Gesellschaften, über die vorgebliche Vernunft der Menschen, stille Betrachtungen anstelle.

Ein jeder glaubt von sich, er habe Vernunft und brauche seine Vernunft. Die Erfahrung aber stellet uns ins Gesichte, daß wir uns oft irren, und dahero Ursach haben über unsere Vernunft

nunft mehr mißvergnügt, als wahrhaftig vergnügt zu seyn.

Das siehet man an ganzen Völkern, an den Gelehrten und einzeln Personen.

Wo ist ein Volk, das seine Ungereimtheiten nicht aus der Vernunft herleiten und vertheidigen will? Der Amerikaner verlacht unsere Vernunftlehre, und wir die seinige.

Selbst der Menschenfresser beschöniget nach der Vernunft seine Grausamkeit damit, daß es weit anständiger sey, das Fleisch der vernünftigen Menschen, als der unvernünftigen Thiere zu sich zu nehmen.

Sitten, Gebräuche und Wohlstand sollen alle aus der Vernunft fliessen, und da fast keins mit dem andern übereinstimmet, beschwöret dennoch ein jedes Volk, daß seine Lehrart die vernünftigste sey.

Der Gelehrte erwehlet sich einen Gegenstand zum Nachdenken. Er betrachtet denselben von allen Seiten. Er zergliedert die Umstände und setzt dieselbe wieder zusammen. Zufrieden, wenn

er alle vorläufige Arbeiten sorgfältig vollendet, fängt er an Schlüsse zu folgen, und die Folgen derer Folgen zeigen ihm oft zur Beschämung nichts mehr, als einen wahren Irrthum.

Man nahm in den neuern Zeiten die Lehren des Sucro an, daß es keine Kleinigkeiten gäbe, und schenkte seine Bemühungen der Untersuchung des kleinsten Gewürm, welches die Vorwelt verächtlich betrachtet und großmüthig übersehen hatte.

Man suchte die Inseckten unermüdet auf, und vielleicht, weil man solche suchte, zeigten sich derselben so unaussprechlich viel, daß deren Menge unsere Einbildung weit überstieg.

Die Entdeckungen des **Lewenhöck**, des Buffon und des D. Hooc waren so unerwartet, daß nunmehro alles davon wimmeln mußte.

Unter mancher Baumrinde sollten mehr Würmgen als Inwohner zu London seyn, und man glaubte von dieser Wahrheit völlig gewiß zu bleiben.

Und

Und warum sollte das nicht ausser allen Zweifel gesetzt seyn, was man gewiß bestimmen und noch bestimmter zehlen kann?

Der erstere versichert, solche kleine Thiergen gefunden zu haben, daß ein einziges Sandkörnchen derselben nicht weniger als 125,000 bedecken könne.

Der dritte sahe derselben durch sein Vergrößerungsglas, in einem einzigen Wassertropfen acht Millionen, zwey hundert und achtzig tausend, und Herr Gautier bewieß hinter her, vor der gelehrten Geschellschaft zu Paris, daß die ganze ungeheure Menge dieser eingebildeten Thiergen nichts als blose Luftkügelchen wären, welche durch eine Gährung in Bewegung gesetzt würden.

So betrügt auch die Vernunft den Gelehrten!

Was Pope von der Mißdeutung der heiligen Schrift saget, kann man auch gewissermaßen von der Vernunft behaupten.

Er vergleicht die Schrift einer leeren Stadt, die ein jeder im Kriege zu seinem Vortheil einnehmen will.

Und eben das ist das Schicksal des gemeinen Lebens, darinne ein jeder dem andern seine vernünftige Einbildungen und Schlüsse, sein vernünftiges Lob, und seinen vernünftigen Tadel, aufdringen und den Vorsprung abgewinnen will.

Wie schwer ist es also, mit zuverläßiger Gewißheit zu bestimmen, was man, bey so getheilten Meynungen, bey einer so hartnäckigten Eigenliebe, im wahren und genauen Verstande vernünftig nennen kann?

Ihnen, bester Freund! schreibe ich dieses darum, damit Sie einmal aufhören mögen, Ihre eingesogene Meynungen künftighin mit so vielem Eifer zu vertheidigen, und daß Sie erkennen lernen, vernünftige Leute irren auch. Nehmen Sie dieses an von

Ew. ꝛc. ꝛc.

VIII. Brief.

Liebe der Feinde, nach der Vernunft.

Nicht wahr? damals waren Sie ein bößer Mann, da sie mit funkelnden Augen, mit bebenden Lippen, mit knirschenden Zähnen, mit zitternden Händen umher liefen, und den Herrn = = = = ausfragen wollten. Ich erblickte so viel Widernatürliches und Ausserordentliches an Ihnen, daß ich noch einmal wünschte, Sie nicht gesehen zu haben.

Man konnte sich die Unordnung Ihrer erhitzten Einbildung und Ihres aufwallenden Bluts so deutlich aus Ihren verworrenen Handlungen vorstellen, daß man fast glauben mußte, Sie

würden in wenig Minuten aufhören ein Mensch zu seyn.

Doch es traf auch bey Ihnen ein, daß die heftigsten Stürme die kürzesten sind = und Sie mußten nachhero unwidersprechlich an sich empfinden, daß, wer sich über einen andern erzürnet, nur Rache an sich selbsten ausübet.

Ich war recht neugierig, die wichtige Ursache Ihres Unwillens zu erfahren, und Sie sagten mir zur Verwunderung, daß es die Falschheit des Herrn = = = gewesen sey.

Dieser Mensch suche sein ganzes Tagewerk darinne, sich in der Gunst des Herrn = = = immer fester zu setzen, Sie anzuschwärzen, und allen Ihren Handlungen einen verächtlichen oder gehäßigen Anstrich zu geben.

Er sey an sich der nichtswürdigste Mensch, er habe sein ganzes Glück den Niederträchtigkeiten zu danken, und verdiene dahero nicht im geringsten geachtet oder geliebet zu werden.

Dieses Urtheil, sagte ich, scheinet mir etwas gar zu rauhe und ungesittet zu seyn. Ob Sie

gleich ein Verächter der heiligen Schrift sind, so können Sie in Ihrer Vernunft Bewegungsgründe zur Liebe gegen die Feinde finden.

Das wissen Sie doch, daß der Zustand derer heftigen Leidenschaften für uns selbst der allergefährlichste sey?

So viele Unruhe wir uns über unsere Feinde machen, so viel Ruhe berauben wir uns selbst, und die Folgen dieser öftern Unruhen veroffenbaren uns oftmals zu spät, daß dieser Verlust unersetzlich sey.

Es kommt ja nur darauf an, daß Sie sich eine vernünftige Vorstellung von Ihrem Glücke machen, daß Sie nicht eben allezeit hier in der Welt, wie das Fett oben schwimmen wollen, daß Sie bedenken, man könne aller Orten und in allen Ständen glückselig leben, wenn man nur will, daß Gönner zwar gesucht und verehret, aber niemalen vergöttert werden müssen, und daß ein Niederträchtiger sich selbst in den Augen seiner Halbgötter, herunter setzen muß, wenn er damit umgehet, den Glücksbau seines Nächsten durch allerhand Flatterminen zu zerstören.

 Ein

Ein solcher Mensch kann niemalen ruhig denken, weil ihm die Rache auf den Fuß folget, deswegen verdienet er mehr Mitleiden, als Zorn.

Trösten Sie sich aus der Geschichte. Wie viele haben den eigenen Umsturz ihres Glücks, nichts anders, als ihren übel ausgedachten Streichen zu danken, und noch wie viele haben sich dadurch die Verachtung aller Vernünftigen zugezogen?

Lassen Sie es immer seyn, daß man der Falschheit, von einiger Zeit, einen prächtigen Namen geschenket, daß man 1000. Kunstregeln davon erfindlich gemacht, daß man solche in ein System gebracht; was hat die Welt dadurch gewonnen? Nichts! als daß ein allgemeines Mistrauen unter denen Menschen ist eingeführet worden, welches sie gegen a... und in allen Dingen etwas schüchtern machen muß.

Hat der Gift seinen Nutzen, warum nicht auch unsere heimliche Feinde?

Kenne ich meinen Feind, oder denke ich nur daran, daß ich Feinde haben kann; und wer sollte wohl keine haben? So werde ich dadurch

desto behutsamer handeln, ich werde alles mit mehrerer Genauigkeit überlegen, ich werde desto eifriger in Erfüllung meines Berufs seyn, ich werde mir die edle Freude machen, denselben wohlthuend mit einer Schaamröthe zu überziehen, und wenn ja s ine Falschheit zu schwarz, zu sichtbar werden, wenn sie mächtig genug seyn sollte, meinen Fall zu befördern: so werde ich mich damit trösten, daß auch ein Gefallener wiederum aufstehen kann, wenn er nur noch gerade Glieder davon getragen hat.

Liebster Herr = = = es ist und wird wohl nicht anders in unsrer Welt werden, oder soll ich Ihnen deutlicher sagen, wir wollen es nicht besser haben.

Wie unser Magen durch fremde Speise verzärtelt worden ist: so scheinet dieses auch unsern Geist angesteckt zu haben.

Die Wahrheiten führen heut zu Tag etwas so rauhes mit sich, sie müssen so lange beschneidelt werden, bis sie den Anschein einer Gefälligkeit erlangen, darüber lernen wir so unnatürlich

 und

und lieblos denken, daß wir Natur und Pflicht aus dem Gesicht verliehren.

Darum sage ich Ihnen noch einmal, es bleibt vernünftiger seinen Feind zu lieben, als zu hassen, um sich dadurch nur nicht selbsten Schaden zuzufügen.

Will doch Cicero in seinen Büchern von den Pflichten diejenigen nicht einmal anhören, welche zu heftig über ihren Feind zürnen. Er nennt es kleinmüthig und vor einen großen Geist unwürdig.

"Epictet behauptet: Niemand kann "dich beleidigen, wenn du es nicht selber "willst, und alsdenn wirst du erst beleidi- "get seyn, wenn du dir es einbildest. Se- "neca sagt: ein hoher Geist, der sich selbst "zu schätzen weis, rächet sich nicht wegen "einiger Beleidigung, weil ihm keine wi- "derfahren kann. Denn wie ein Pfeil von "harten Sachen wieder zurückspringt: so "wird auch ein großer Geist durch die "Schmach nicht getroffen, die ihn ein an- "derer anzuthun sucht.

Plato hat in dieser Wahrheit übereinstimmend mit der heiligen Schrift gedacht, und der Herr von Wengler leitet in seiner Rede die vernünftige Liebe der Feinde aus dem Wesen und den Pflichten der Geselligkeit ab.

Es ist also vernünftig, daß man aus zwey Uebeln nur eins, und zwar das geringste erwehlet. Hasset mich jemand, so will ich mich deswegen nicht auch selbst hassen, und durch täglichen Gram mein bisgen Leben verkümmern. Nein! ich will seinen Haß lieber geduldig wissen, und noch geduldiger leiden. Die alles verändernde Zeit kann auch hierinne Maas und Ziel setzen.

Machen Sie es auch so, es wird Sie nicht gereuen, vielmehr werden Sie sich dabey öfters erinnern.

Ew. 2c. 2c.

IX. Brief.

Vom Tadel, Hochmuth und Neid.

Wie können Sie sich, mein Werthester! doch schmeicheln, den Namen eines starken Geistes fortzuführen, wenn Sie sich noch immer über den Tadel, den Hochmuth und Neid der Menschen ärgern wollen?

Denn in keiner Sache ist das Aergerniß weniger nöthig, weil Sie nach ihrer anmaßlichen Vernunft völlige Genugthuung selbst in diesen Schwachheiten finden können.

Habe ich wohl unrecht, wenn ich behaupte, daß ein Tadler sich selbst das Decret zu einem richterlichen Amte schreibet, worzu ihn niemand verlangt? und ist es nicht wahr, daß ein Hochmüthiger eben so viel Grade, als ihm seine ge-

schwollene Einbildung erhebt, nach dem gesunden Urtheil anderer Menschen, wieder herunter gesetzt wird?

Ist jemand zu Aufblähungen der Einbildung geneigt: so ist dieser Zustand niemals beneidenswürdig, und man findet dahero nicht nöthig, über die Größe dieses leeren Raums, weitläuftige Untersuchungen anzustellen, weil ohnehin eine jede unbefangene Seele, die natürliche Verhältnisse erkennen muß.

Thut wohl der Neid etwas anders, als daß er Einfalt und matte Boßheiten auskramet, zu seiner eigenen Verachtung und zu seinem eigenen Verderben?

Neid heißt mit Recht die einfältigste unter allen Leidenschaften.

Der Neidische zernagt vergeblich sein eigenes Herz, und vergißt dabey der Pflichten, die ihm die heiligste seyn sollten.

Er entzündet muthwillig in seinen Adern dasjenige Feuer, welches sein Gerippe der Welt

zu einem abscheulichen Andenken und zu einem traurigen Schauspiel aufstellet.

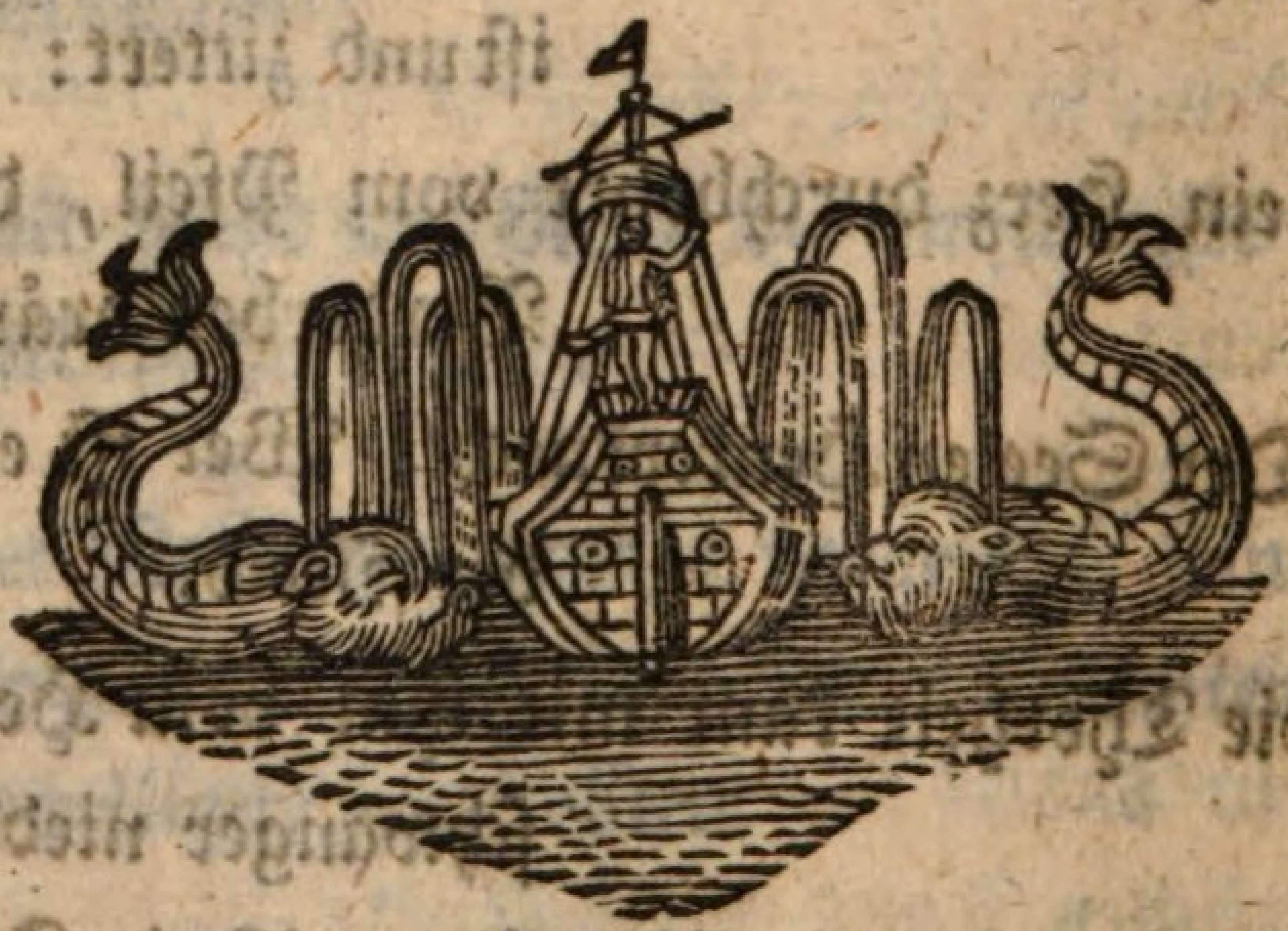
Sollten dahero diese Schwachheiten wohl ein Aergerniß erwecken können, welche der fürtrefliche Young scherzweise nur aus einer Miltzkrankheit der Seele hergeleitet, und ihr lieber Voltair so natürlich schildert:

Dem Lasterhaften ist sein Laster ein Tyrann,
Der grausamste davon, den man nur finden kann,
Voll finstern Eigensinns, auf jederman erbittert,
Verzagt, als wie ein Weib, das schreckhaft ist und zittert:
Sein Herz durchbohrt vom Pfeil, der das Verderben dräut,
Der Seelen Henkerknecht. Wer ist es, denn der Neid.
Die Thorheit kam mit ihm vom Hochmuth schwanger nieder,
Die Freude reitzt ihn nie, er ist ein Feind der Lieder.

Ob gleich des Hochmuths Sohn, so scheut er
doch das Licht,
Und anderer Verdienst ist für ihn ein Gewicht,
Darunter er erstickt. ꝛc. ꝛc.

Stellen Sie also getrost künftig hin Ihre Unruhen ab, denn weder Ihr Aergerniß, noch sonst ein Arzt kann diese kranke Seelen heilen. Man muß sie ihrem eigenen Gefühl überlassen, und noch glauben, daß vielleicht im großen Stufen-Jahr für sie eine Hülfe aufbehalten sey. Ich bin ohne alles Aergerniß

Ew. ꝛc. ꝛc.



X. Brief.

X. Brief.

Von dem Troste.

O! wie sind Sie auf einmal so ganz entstellt und Ihrem vorigen Charakter so unähnlich geworden? Wie ist Ihre Gleichgültigkeit, wie Ihre sonstige unerschütterte Stärke des Geistes so plötzlich entwichen, und hat Sie in das allgemeine Loos Ihrer schwachen Brüder zurück geworfen?

Kann eine so beträchtliche Veränderung nur allein der Tod hervorbringen? Ja! der Tod eines liebenswürdigsten, eines Hofnungvollen Sohnes, dem Sie Ihr ganzes Herz, Ihr ganzes Vertrauen geschenket, der noch Ihre Freude des Lebens und die Stütze Ihres Alters seyn sollte.

Diesen haben Sie verlohren, und mit Ihm zugleich den unnatürlichen Schwung aller Ihrer prächtigen Einbildungen.

Es scheint also, als wenn dieser Trauerfall Ihre Menschheit so durchdrungen, daß Sie gleichsam aus Ihren vorigen süssen Träumen erweckt, etwas beschämt sich wieder zu denen gemeinen Empfindungen und Leidenschaften anderer Menschen herabgelassen.

Werfen Sie mir nicht ein, daß ich anjetzo mehr beissend, als mitleidig schreibe. Ich weis es. Ich hoffe aber, daß dieser mein vorsetzlicher Fehler Ihnen nützlich ausfallen soll.

Ich richte mich nach denen Aertzten, welche am glücklichsten curiren, so lange sie die Regungen der Natur in Ihrem Gesicht behalten.

Sie waren noch vor kurzer Zeit der fühlloseste Mensch und der gleichgültigste Vater.

Die Thränen nennten Sie Würkungen einer verzärtelten Einbildung, und die Traurigkeit war nur eine Gewohnheit niedrig zu denken.

Sie trösteten die Unglücklichen mit Kaltsinn und einer angenehmen Leichtigkeit, und diejenigen machten sich Ihnen verächtlich, bey welchen Ihre Gründe nicht verfangen wollten.

Jetzo aber, da auch der unerbittliche Tod Ihren einzigen Sohn in der schönsten Blüte seiner Jahre entseelet, lernen Sie vielleicht zuerst und an sich selbst unwidersprechlich erkennen, daß die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, mehr als Gewohnheit, mehr als Einbildung, und mehr als Vorurtheil sey. Sie finden einen unwiderstehlichen Trieb, der Ihre ganze Maschine einnimmt und verwirret, welcher alle Gegenvorstellungen verachtet, Ihr Herz beängstiget, und endlich zur Erleichterung der Natur unaufhaltsam in Strömen der Thränen sich entschüttet.

Daraus können Sie absehen, daß keine Thräne die Menschheit entehret, sondern daß sie derjenige Zoll ist, den unser gerechtes Mitleiden, allen Unglücklichen schuldig bleibt.

Sie haben wohl vorhin niemalen das Wort Trost in seinem unermeßlichen Umfang und in seinem wesentlichen Gewichte betrachtet.

Viel-

Vielleicht haben Sie es nur von der Seite bey angesehen, als wenn ein Trostredner die Gedanken der Traurigen zerstreuen, solche auf andere angenehme Gegenstände lenken, und hierdurch ihre Betrübnis aufhebend und vergessend machen müßte.

Dieses wäre wohl das leichteste, wenn anders das Niedergeschlagene und an den Gegenstand seines Jammers so fest angeheftete Herz so bald beweglich könnte gemacht werden.

Unsere Seele gleicht zu der Zeit einem völligen verdorbenen Magen, welcher auch zu den niedlichsten Speisen keinen Appetit verspüret.

Alles scheinet seine einnehmende Kraft, und unsere Natur selbst ihr eigenes Gefühl verlohren zu haben.

Wir werden von einem Sturm dahin gerissen, ohne dieses und jenes bemerken zu können, und dieser höret nicht ehender auf, bis die Natur gleichsam sich erschöpft und entkräftet hat.

Nach und nach fangen wir nur an uns wieder zu sammlen, unsern Zustand noch halb be-

täubt zu überdenken, und die günstige Zeit bemühet sich, mit einem zarten Pinsel dasjenige Bild ganz unvermerkt bey uns auszulöschen, das einen so heftigen Eindruck in uns gemacht hat.

Bald denken wir an das Vergangene, bald stellen wir uns die Zukunft vor, und sowohl aus jenem, als aus diesem, gewinnet unser Verlust eine fürchterliche Größe.

Machen Sie nunmehro die Probe an sich selbst, ob die unangenehme Nothwendigkeit, ob die Unveränderlichkeit des Schicksals in Ihrem eigenen Herzen die Beruhigung hervorbringen können, die Sie von andern gefordert haben, und benachrichtigen davon bald

Ew. ꝛc. ꝛc.

XI. Brief.

Von dem Glück der Gottlosen.

Es schmeckt gar sehr nach Unvernunft, oder ich will wohl mehr sagen, nach Verzweifelung, wenn Sie nur darum ein Freygeist geworden sind, weil Sie sich einbilden, das Glück begünstige die Gottlosen mehr, als die Frommen.

Ich muß Ihnen gerade heraus sagen, daß diese Vorstellung aus Ihrer Unwissenheit entstanden ist, und Sie sind entweder zu faul, oder vorurtheilig gewesen, daß Sie keine sichere Begriffe erlangt haben.

So viel muß Ihnen bekannt seyn, daß die Wörter Glück, Schicksal und Verhängnis aus dem Heidenthum zu uns gekommen sind, und

daß wir Christen nichts als die unbegreiflichen Wege und die heilige Tiefen der göttlichen Vorsehung darunter verstehen.

Das Wort Glückseeligkeit ist ein Räthsel vieler Jahrhunderte gewesen, und man wurde vielleicht zu spät inne, daß ihr Grundwesen so veränderlich, als die Neigungen der Menschen war.

Jedes Urtheil, das wir von der Glückseeligkeit der Menschen fällen, entblößet unser Herz, und wird andern ein Spiegel, darinne sie das rechte Maas unserer Einsichten und die Eitelkeit unseres Geistes erkennen können.

Je weniger der Mensch Verstand hat, je mehr und je eifriger wird er auf Arten einer niedrigen Glückseligkeit verfallen, und sich in deren Genuß ganz allein einschränken, weil er keine höhere kennet, noch vielweniger einen Geschmack daran findet.

Die Glückseligkeit eines Kindes ist dahero auf lauter Tändeleyen erbauet, die nur die Einbildung vergnügen können, und ein Jüngling

hält sich so lange für unglücklich, bis er Freyheit zu einem zügellosen Leben erhält.

Der Bauer liebt eine lärmende, und der Weise eine stille Freude; und so verschieden auch diese Glückseligkeiten sind: so glaubt doch ein jeder die seinige gefunden zu haben.

Theilet das bürgerliche Leben Ehre und Reichthümer aus, so laufen alle nach diesen zweyfachen Ziel, und wenn solches die wenigsten erlangen, murren die meisten über die Gerechtigkeit einer ewigen Vorsehung.

Nichts ärgert die Schwachheit unsers Verstandes mehr, als wenn wir den Lasterhaften bey seiner Unordnung in Gesundheit, und bey seiner Unwürdigkeit in Ehren und Reichthümern erblicken müssen.

Hier tadeln wir die Vorsehung ungescheut, und wir leben deswegen unzufrieden, weil wir uns würdiger, als jene darzu halten.

So urtheilet der größte Haufe der Menschen, und es ist uns zu viel daran gelegen, als daß wir dieses Vorgeben nicht näher untersuchen sollten.

Wäre die Eigenliebe, die Eifersucht, und die Unzufriedenheit mehr gemäßiget, so würden wir uns in dem zugefallenen Loos beruhigen, andern ihre Vorzüge gönnen, und die Weisheit der Vorsehung einsehen lernen.

Indem aber unsere eigene Einbildung den Werth aller irrdischen Güter willkührlich ersteigert, so müssen wir uns betrügen, wenn wir glauben, daß GOtt mit unserer Einbildung übereinstimmend denke, und wir wollen denselben gleichsam stillschweigend nöthigen, daß er sich noch zu unsern schwachen Irrthümern herablassen solle.

Es ist und bleibt eine allgemeine Grundregel, daß GOtt allen Creaturen, und so auch dem Menschen, alles nöthige zu seiner Erhaltung verordnet habe.

Was die besondern Vorzüge betrift: so scheinen solche dergestalt einzeln ausgetheilt zu seyn, daß man an jeden etwas, alle aber gar selten in einem Zusammenfluß finden wird.

So hat mancher Vogel gegen die Schönheit seiner Federn eine unannehmliche und einfache

Stimme, und ein anderer pranget mit dem Gegentheil.

So zeichnet sich diese Blume durch einen besondern Glanz der Farben vor allen andern aus, und eine andere locket ihre Bewunderer durch ihre balsamische Düfte herbey.

So hat GOtt manchen Menschen durch seinen Verstand, den andern durch seine körperliche Schönheiten, den dritten durch seine einnehmende Gefälligkeiten, den vierten durch sein vergnügtes Herz und dauerhafte Gesundheit, und den fünften durch den Ueberfluß seiner Reichthümer unterschieden, in welchem letztern Fall Herr Fischer, in denen Anmerkungen des Anton von Sarasa, behauptet, das Glück müsse gar oft der Dummheit Appanage geben.

Bey dieser Austheilung hat ein jeder Vorzüge und Glückseeligkeiten, und es würde nicht leicht zu beantworten seyn, welche unter diesen die schätzbareste wäre?

Kein unvernünftiges Thier beneidet das andere, wegen der Eigenschaften seiner Art, und nur allein

allein der vernünftige Mensch, der Mensch, der nur hier in der Prüfung stehet, der Mensch, der als ein Wanderer die Ewigkeit immer im Gesicht behalten soll, der Mensch, der die wesentliche Hinfälligkeit aller Dinge kennet, und überzeugt ist, daß er alles verlassen muß; dieser, ja dieser! beunruhiget durch Neid und Unzufriedenheit sein Herz, und verbittert seine Lebenstage, welche die angenehmsten in ihrer Art seyn könnten.

Wer alles auf beyden Seiten zu betrachten sich gewöhnet hat, der findet insgemein Gewinn und Verlust in einer Wagschaale beysammen. Süßigkeit und Bitterkeit, Hofnung und Furcht sind mehrentheils in einer Gesellschaft. Wird mir also das eine entzogen; so darf ich das andere nicht befürchten.

Bin ich also nicht hoch gestiegen, so wird auch mein Fall nicht so fürchterlich seyn, mangeln mir die Reichthümer, so quälen mich auch ihre Sorgen nicht, ist mein Kleid nicht von Sammet, so ist es auch mit keinem Chagrin gefüttert, bin ich der schönste nicht, so kann ich doch auch der heßlichste nicht seyn, muß ich immer

kränkeln, so bin ich sicher für allen Versuchungen, denen ein Gesunder unaufhörlich ausgesetzt ist, und wenn Sie also sehen, daß bey den = = = alle Herrlichkeiten, als in einem Mittelpunkt zusammen geflossen: so können Sie ihm die Lust und auch die Last vergönnen.

Krönet, nach Ihrer Sprache, oftmals das Glück die Lasterhaften: so werden sie deswegen nicht beneidenswürdig —— und uns stehet kein Recht zu, die Vorsehung zu fragen, warum thust du das?

Es ist das die gefährliche Klippe, daran sich schon so mancher Kopf verstossen hat, und wir thun höchst unrecht, wenn wir unsern kurtzsichtigen Tadel zum Maasstab der Langmuth und Gerechtigkeit GOttes machen wollen.

Und es fragt sich nicht unbillig, ob auch der, dessen eingebildetes Glück wir beneiden, in der That lasterhafter als wir seyn?

Finde ich eben seine bekandte Laster nicht an mir: so kann ich vielleicht andere haben, welche in den Augen eines heiligen Wesens eben so abscheulich, als jene, sind.

Und

Und wenn also der Mensch in allen so pünktlich die strengste Gerechtigkeit GOttes herausfordern wollte; so müßte er sich selbst desjenigen unwürdig erklären, das Ihm die Vorsicht zugetheilet hat.

Zudem kann ein würklich Tugendhafter durch ein größeres irrdisches Glück der Lasterhaften niemalen beunruhiget werden; weil die Tugend ihr Conto nicht in dem falschen Glanz irrdischer Vorzüge, oder menschlichen Einbildungen, suchet, und weil der Besitz aller Welten, eine noch viel zu niedrige Belohnung vor ihren Adel seyn würde. Sie können daraus Ihren Irrthum leicht erkennen, und es wird kein geringes Glück für Sie seyn, wenn Sie noch zeitig sich wiederum zu Ihrer ersteren Fahne begeben. Das wünschet von Herzen

Ew. rc. rc.

XII. Brief.

Von der Musik.

Sie waren ein großer Liebhaber der Musik, aber diese Neigung wurde verführerisch gegen Sie selbst.

Weil kein Tag, ja, was sage ich, kein Tag? fast keine Stunde ohne Musik bey Ihnen vorbey eilen konnte, so war auch Ihre Einbildung davon so eingenommen, daß Sie diesen sonst angenehmen Zeitvertreib ganz übernatürliche Kräfte zuschreiben wollten.

Wissen Sie es noch, daß Sie behaupteten, die Musik wäre hinreichend genug, einen Kranken gesund zu machen, und einem Soldaten mehr

den Muth anzufrischen, als alle Gründe der Religion.

Ich antwortete Ihnen schon damals gründlich, aber wer ist wohl mächtig genug, eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen? Es ist dahero am besten, wenn ich Ihnen meine Meinung weitläuftiger zu erkennen und zu einer bedachtsameren Prüfung übergebe.

So viel ist mir wohl erinnerlich, daß alle Zeiten der Musik einen starken Einfluß zugestanden, welcher jedoch nach der neuesten Veränderung merklich abgenommen haben soll.

Albrecht berichtet uns in seinem Buch von den Würkungen der Musik, daß die erstern Aerzte viele Bemühungen darauf verwendet, und daß die alten Griechen solche als das beste Mittel zur Genesung der Kranken, zu Abänderung der Sitten, und zu Erregung und Dämpfung der Affecten erwehlet hätten.

Der große Morhof will versichern, daß man in Engeland nur allein durch die Musik gewisse Thiere bezähmet habe; und andere bekräftigen, daß man dadurch viele an sich locken könne.

Will man die ältesten Geschichte befragen, so erzehlet Aelian, daß Clinias, ein Weltweiser aus der Schule des Pythagoras, durch die Musik sich gegen den Zorn geschützet; und Plutarch füget hinzu, daß ein Sänger, Timotheus, den großen Alexander, durch ein Lied, nur in veränderter Melodie, habe zornig und sanftmüthig machen können.

Ob aber Xenocrat allein durch die Thöne seiner Pfeife die Wassersucht curiret? Ob Asclepias durch starken Trompeten-Schall den Tauben das Gehör verschaffet? Ob Thales durch seine Cither die Pestilenz vertrieben, will ich lieber andern zur Untersuchung, als mir zum Glauben überlassen.

Man kann zugeben, daß die zitternde Bewegung eines Thons, nach ihrer Elasticität, einen sichern Eindruck auf die Nerven haben; und der Einfluß unserer Einbildung in die Gesund- und Krankheiten ist allzu bekannt, als daß man solchen abläugnen sollte.

Wenn aber Börner in seiner Naturlehre alle die ausserordentlichen Würkungen der Musik

sik aus einer Idiosynkrasie des Körpers ableitet: so folgt unwidersprechlich, daß solche weder an sich, noch an andern allgemein werden können.

Wäre dieses gewesen, so hätte Hippocrat und Galen ohnfehlbar die Musik, als ein allgemeines Genesungsmittel angepriesen, und wir müßten den besten Beweis noch in unsern Zeiten finden.

Es ist wohl dahero sicherer, wenn man der Musik eine mehr vergnügende, als heilende Kraft zueignet, weil alles das, was übertrieben wird, zuletzt in das unnatürliche fallen muß.

Voß will zwar die Welt überreden, daß das Wunderbare der alten Musik in den Rythmus bestanden, und daß mit demselben das ganze Geheimniß verlohren worden.

Er will deswegen noch die Recitative allen andern Singarten vorziehen, weil er noch darinne glaubt etwas ähnliches mit dem vorigen Rythmus zu finden.

Soll nun dieser Rythmus nach seiner Erklärung der Musik, Leben, Bewegung und einen

förm-

förmlichen Gang geben: so könnte man nichts anders als den Tackt dadurch verstehen, welcher vielleicht in neuen Zeiten abgeändert worden sey.

Doch nein! Marpurg behauptet in seiner kritischen Einleitung das Gegentheil.

Er gestehet zwar zu, daß die alten alle mögliche Sorgfalt auf den Tackt gewendet, daß man den Rythmus in den Gesängen besonders angedeutet, daß man den Tackt mit Händen und Füssen zugleich, und zu mehrerer Durchdringlichkeit mit hölzernen Schuhen oder eisern Absätzen auf einer darzu verfertigten Tacktbank geschlagen habe. Hingegen aber schreibt er dem Voß mehr Känntniß in den Alterthümern, als in der Musik zu, und beweißt pag. 180-183. daß die neuere Musik einen weit bessern Rythmus, und einen größern Reichthum von Annehmlichkeiten in sich fasse.

Nunmehro können Sie das Wasser aus der Quelle schöpfen, Sie können einsehen, daß ihre angenommene Meynung von der gesund machenden Kraft der Musik keinen Glauben verdiene, es wäre denn, daß Sie solche an sich selbst in allen Fällen beweisen könnten.

Was

Was nun die Mutherweckende Kraft der Musik bey den Soldaten betrift: so will ich Ihnen auch den wahren Grund aufdecken, wie solcher in den Alterthümern befindlich.

Bey den Egyptern wurde vermittelst der Sistern, und bey den Persern mit Hörnern das Zeichen zum Aufbruch des Krieges gegeben.

Damit die Soldaten nicht von dem unmenschlichen Geschrey der Feinde betäubt und in die Flucht gejagt würden, so ließ Cyrus dem Hymnus des Pollux und Castor vor dem Anfang eines Treffens, an der Spitze der Armee, absingen.

Bey den Lacedämoniern gab man das Zeichen zur Schlacht mit der Flöte, und die Heere mußten sich nach dem Tackte schwenken und fechten.

Als jemand den Agesilaus fragte, warum sich die Spartaner der Flöte im Krieg bedienten? so antwortete Er: daß, da sie in Cadanz gehen müßten, man daraus sehen könne, wer Herz habe oder nicht.

Man

Man hielte bey den Griechen dafür, daß die Anapästische Melodie, derer sich die Spartaner im Kriege bedienten, die Beherzten noch muthiger, die Furchtsamen aber blaß und zitternd machte.

Wenn der Gang des Soldaten also nicht mit dem Rythmus übereinstimmte: so hatte selbiger das Unglück, für einen Zaghaften erkläret zu werden.

Es wurde ferner bey den Griechen vor den Anfang des Treffens, dem Jupiter oder Mars, und nach vollendeter Schlacht dem Apollo, von dem bey dem Kriegsheer befindlichen musikalischen Chor, ein Päan angestimmet:

Bey dem Römischen Legionen wurde das Zeichen zum Angriff mit Trompeten und Hörnern gegeben, und die Parther bedienten sich zu gleichem Zweck kupferner mit Fellen überzogener Paucken.

Und so ist die Musik in dem Krieg unter alle Völker nachhero eingeführet und beybehalten worden.

Ich

Ich glaube dahero, daß die Musik ehender die fürchterliche Gedanken eines Soldaten auf eine angenehme Art zerstreuen, als einen wahrhaften Muth erwecken kann.

Ist der Muth eine Stärke des Geistes, tugendhafte Handlungen auszuüben, und die im Wege stehende Hindernisse zu überwinden, so kann uns hierzu mehr ein standhafter Glaube, als ein schwankender Thon der Musik ermuntern.

Ein edles Gemüth, die Begierde seiner Pflicht ein Genüge zu thun, die Treue gegen GOtt und gegen seinen König, ein reiner Begriff von der wahren Ehre und von der Liebe zu seinem Vaterlande, sind wohl mächtiger, als die schönste Musik. Belieben Sie dieses noch einmal gegen einander zu halten, so dürften Sie wohl jetzo ehender, als damals, Ihren geneigten Beyfall gönnen

Ew. rc. rc.

XIII. Brief.

Schönheit der Religion.

Ist es wahr, was man mir von Ihnen erzehlet hat; daß Sie nemlich Ihre Gesundheit verlohren, und eine ganz lange Zeit das Bette haben hüten müssen: so können Sie sichern Anspruch auf mein Mitleiden machen.

Erinnern Sie sich aber auch dabey, daß anjetzo Ihre eigene Natur dasjenige bekräfftiget, was ich Ihnen so oft freundschaftlich voraus zu sagen, die Ehre gehabt.

Unsere Natur findet nur allein die Fortsetzung ihrer Dauer in der Ordnung und in der Mäßigung, und diese empfiehlet uns die Religion auf das angenehmste.

Der ganze Innhalt dieser Religion heißt eine gesundmachende Lehre, und die Erfahrung, als der unverwerflichste Zeuge, redet dieser Wahrheit das Wort.

Entdecket eine erkrankte Natur nicht dem Menschen die gefährlichen Thorheiten seines Lebens? Lernen Sie anjetzo nicht aus eigner Empfindung, daß ein nagender und anhaltender Schmerz mit einem eingebildeten flüchtigen Vergnügen in keinem Verhältniß stehe? Sehen Sie noch nicht ein, daß man die beste Natur ehender verderben, als eine verdorbene wieder völlig herstellen könne?

Nur allzuspät erwachen wir aus dem Taumel unserer Begierden, und nur allzu langsam wollen wir erkennen, daß unsere mehreste Handlungen nur ein Zoll der Thorheit gewesen sind.

Alle Gottesverläugner sehen die Ordnung in der Natur noch als den stärksten Beweis an, von dem Daseyn eines unendlichen Wesens, und diese Ordnung finden Sie auch in Ihrem eigenen Körper.

Dieser ist so wachsam auf sich selbst, daß er bey jeden begangenen Laster seinen Unwillen durch die traurigsten Empfindungen veroffenbaret, und diese müssen die Pflichten gegen uns selbsten nach der Religion rechtfertigen und bekräftigen.

Wollen Sie also künftighin gesund leben, so fangen Sie an fromm zu werden, denn dieses Wort faßt die ganze Ausübung der Religion in sich.

Alsdenn wird Ihr Geist die entzückende Wollust einer stillen göttlichen Freude, und den kräftigsten Trost einer lebendigen Hofnung geniessen.

Alsdenn wird Ihr Körper frey von den Aufwallungen erhitzter und betrüglicher Leidenschaften, frey von allen vorsetzlichen und verderblichen Ausschweiffungen, eine vergnügende Uebereinstimmung mit sich selbst empfinden.

Alsdenn werden Sie erleuchtet einsehen, daß das große Gut unserer Gesundheit in denen Schranken der Religion erhalten werden müsse, dieses versichert

Ew. 2c. 2c.

XIV. Brief.

Das Unglück.

Unglücksfälle sind merkwürdige und auf Seiten der menschlichen Einbildung traurige Begebenheiten, zwischen dem Schöpfer und seinen vernünftigen Creaturen, und diese letztere sind entweder so thöricht, oder so aberwitzig zu untersuchen: ob solche mit der zärtlichsten Liebe, und mit der Allweisheit und Gerechtigkeit einer ewigen Vorsehung bestehen können?

Sie sind entweder einzele, oder allgemeine Fälle, und ihr Wesen macht sowohl unsern bürgerlichen, als körperlichen Zustand unvollkommen.

Schmerz und Verlust sind ihre wesentliche Begleiter, und die Thränen und der Jammer die ordentliche Folgen.

Ihr Andenken scheinet schwarz, und ihre Namen traurig zu seyn, darum empfinden wir auch nur bey Erzehlung derselben einen ganz unwiderstehlichen Schauder.

Die Fälle unserer Brüder würken so lebhaft auf unsere Einbildung, daß wir ihnen Mitleiden schenken, und uns für der Aehnlichkeit fürchten.

Eine Krankheit setzt meinen Cörper, entweder auf eine kurze oder lange Zeit, in das Unvermögen, seine nöthige Verrichtungen vornehmen zu können, und ein nagender Schmerz unterbricht die Ruhe meiner Nächte.

Der unerbittliche Tod verachtet Seufzer und Thränen. Er zerreißt das Band einer vergnügten Ehe. Er beraubt die Eltern ihrer Kinder, und die Kinder ihrer Eltern. In Jammer gänzlich versenkt, erheben letztere ihre zitternde Hände zu der ewigen Vorsehung, seufzend wollen sie nur noch ihrem sterbenden Vater einige Jahre erbitten, und dieses zärtliche Winseln scheinet unerhört zu bleiben.

Eben dieser unaufhaltsame Tod verkürzt die Lebenstage meines Freundes, der noch mein ein-

ziger Trost, meine einzige Hofnung und meine einzige Freude war. Er nimmt mir denselben und mit ihm alles übrige Vergnügen meines Lebens.

Kaltsinnig übergehet er den täglichen Ruf eines Armen, eines Gebrechlichen, die nur das Grab zu ihrer Ruhe wünschen; und neidisch schlägt er einen Jüngling darnieder, auf dessen Wangen noch vor wenig Stunden eine vollkommene Gesundheit geblühet.

Mein Glück, mein Wohlstand fängt an zu sinken.

Mein weniges Erbtheil, mein geringer Verdienst, der noch den Kummer eines ohnmächtigen Alters lindern sollte, zersplittern sich in denen treulosen Händen meiner Gläubiger.

Eine lodernde Flamme verzehret meine Wohnung, und ein Ungewitter verhagelt meine Fluren.

Ein unmerksamer Gift tödtet meine Heerden, und eine ruchlose Bande von Räubern entreissen meine Kleider.

Ich eile trostlos zu dem unkennbaren Rest meiner Freunde, und diese erschrecken mich wieder mit der Versicherung, daß es auch endlich der Verleumdung geglücket, meinen bisherigen guten Namen, mein einziges Gut noch auf der Welt! bey meiner Gönnerschaft anzuschwärzen.

So bin ich nunmehro von allen Arten trauriger Schicksale verfolgt!

So muß ich ein Ziel werden das alle Pfeile treffen können!

So bin ich arm! so bin ich verlassen! so bin ich elend, und auch nicht einmal gönnet mir die Hofnung eine tröstliche Aussicht.

Ewiger Erbarmer! Wesen, das ganz Liebe ist!

Warum hast du mich auf diesen Schauplatz des Jammers gerufen? Und warum soll ich der alleinige Zeuge deiner Gerichte seyn?

Tausend frohnen den Lastern, und du überschüttest sie noch mit Wohlthaten; und noch tausend lästern deinen heiligen Namen, und du bekrönest sie mit allen Arten der Herrlichkeiten. Ich aber, du weißt es, Vater! ja, du weißt es! ich

ich habe so viele Thränen zu dir geweinet, ich habe dir täglich und andächtig gedanket, ich war zufrieden, ich war ruhig, ich war in dir gelassen, und du nimmst mir; ach schrecklicher Gedanke! du nimmst mir mein weniges, und behütest den großen Ueberfluß derer Schlemmer.

Ewiges Wesen! soll ich ferner glauben, daß dein Auge siehet auf die Begebenheiten meines Lebens? Daß du alles regierest, daß du gerecht bist? Erleuchte mich in dieser dunkeln Verwirrung, und unterstütze meine Füsse, daß sie nicht straucheln.

Ich war ermüdet von diesem Kampf, und erwehlete ein Geschichtbuch zur Erleichterung meines Herzens.

Ich lese: daß im Jahr 1570., nach dem Bericht des Strada, die See so ausserordentlich aufgeschwollen, daß solche aus ihren Ufern gestiegen, die Dämme durchbrochen, Holland, Seeland und Frießland überschwemmet, und daß dabey nur in Frießland allein 20,000. Menschen in Wasser umgekommen.

Ich finde in der Erzehlung des Bayrischen Kanzler Ertels, daß in Portugall von dem Jahr 1550 bis zu 1580. nur um der Religion willen 39 fürstliche, 138 gräfliche, 285 Baronen, 200, 000 adeliche und 700, 000. bürgerliche Personen hingerichtet worden, und der Professor Krüger setzet die Zahl derer im Erdbeben Verunglückten auf 30, 000. an einen Tag.

Ach! dachte ich, das sind weit über 100,000. Unglückliche, nur aus dreyen Begebenheiten, und wie sehr wird diese Zahl anwachsen, wenn ich an die Pariser Bluthochzeit und die Niederländischen Verfolgungen, unter dem Duc d'Alba denke?

Wie viele blieben ehemals vor Wien und wie viele bey Fontenay? Wie viele hat der letztere Krieg ihres Lebens, ihrer Glieder beraubet? und wie groß ist die Zahl dererjenigen, die täglich zu Wasser und zu Lande mit dem Unglück kämpfen müssen?

Ach Wesen aller Wesen! kann das wohl Liebe? kann das wohl Vorsehung? kann das wohl Gerechtigkeit heissen?

Wilde Sieger! welche Zeichen
Eures Stolzes tref ich an?
Wünsche, die nie zu erreichen,
Fürsten quälet ein Tyrann,
Hände die im Blut sich tauchen;
Städte die vom Feuer rauchen;
Völker, die das Schwerd verbannt,
Töchter die erschrocken zittern,
Werden von betrübten Müttern
Des Soldaten Wuth entwandt!

Rousseau sur les Conquerans.

Wer anders, großer GOtt! als eines Scythen Seele,
Gibt wohl mit kalten Blut, so schreckliche Befehle?
Ein Zeichen, das zugleich das Land durchfliegen soll,
Macht die erstaunte Welt von Blut und Morden voll.
Gerüstet mit der Macht des frömmsten aller Prinzen;
Verheert des Fremdlings Zorn, o König! die Provinzen;

Bis

Bis in den Pallast selbst dringt die erboste
Wuth,
Erwürget da dein Volk und färbt den Thron
mit Blut.

Umsonst, daß deine Huld den Mardochai
ziert,
Schon steht an Hamans Thür ein Galgen
aufgeführt,
An dem der fromme Greis, sein dir geweih-
tes Leben
So schändlich enden soll. Schon ist Befehl
gegeben,
Nur eine Stunde noch, alsdenn so greifet
man
Den Mardochai selbst vor deinen Thoren an.
Er, den dein Purpur ziert, wird dort am
Baume hangen.

Esther vom Racine. Handl. 3 Aufl. 4.

So weit gingen Ihre Betrachtungen, und hier endigten sich Ihre Klagen.

Verlangen Sie nun von mir, daß ich mich Ihnen ähnlich machen soll: so bitten Sie vergeblich. Nein! ich werde nichts thun, als bey

Be-

Betrachtung aller Unglücksfälle dieses Lebens, die Hand auf den Mund legen, die Gerichte GOttes bewundern, solche mehr von der Seite GOttes, als von der Seite und nach der Einbildung der Menschen ansehen. Ueberzeugt, daß GOtt nicht irren kann, überzeugt, daß er allezeit gerecht und weislich handelt, überzeugt, daß ich nur ein Mensch, also ein leidendes Geschöpfe bin, werde ich Ursachen genug finden, auch unter dem schmerzhaftesten Druck aller möglichen Leiden, ihn noch zu loben und zu preisen.

So seltsam aber Ihnen dieses scheinen möchte: so natürlich wird diese Pflicht erfolgen, wenn Sie auch nur einer gereinigten Vernunft billiges Gehör verstatten wollen.

Nicht wahr? was Sie in dem Dienste Ihres Königes sind, das sind wir Menschen in dem Dienste GOttes.

Handelt Ihr General wohl unrecht, wenn Er Sie in die größte Gefährlichkeiten commandiret?

Nein! denn Sie sind ein Officier, und dieser Ehrenname verlangt von Ihnen, daß Sie die

Ehre

Ehre Ihres Königes über alles weit hinaussetzen, daß Sie dargegen ganz gleichgültig gegen sich selbst werden, daß Sie von einen wahrhaften Heldenmuth begeistert, auch den Sieg, den Ruhm Ihres Königes mit Verlust Ihres eigenen Lebens erkaufen müssen. Und sterbend empfinden Sie noch einige Freude, wenn Ihnen die Gewißheit eines erfochtenen Sieges hinterbracht wird.

Können Sie sich aber nun aus Liebe zu Ihrem König und Ihrer übernommenen Pflicht, in eine solche Verläugnung setzen; warum wollen Sie wider GOtt, dem König aller Könige, murren, wenn er zum Beweiß seiner unendlichen Größe und Allmacht, nach seiner unumschränkten Gerechtigkeit Unglücksfälle verhängt, und dieselbe über ganze Länder verbreitet?

Es ist wahr! wenn der Mensch, als Mensch denket: so kann er Unschuld und Unglück so wenig als das Laster mit dem Glück vereinbaren.

Wir werden es aber alsdenn können, wenn wir uns bemühen ganz entfernt von der Einbildung der Menschen zu denken, und alle Fälle, mehr

mehr von Seiten GOttes, als von Seiten des Menschen anzusehen.

Das Unglück höret also auf ein Unglück zu heissen, die Uuschuld heißt keine Unschuld mehr, wenn wir von der unendlichen Höhe des heiligen und gerechten GOttes herabsehen können.

Vor Ihm kann niemand unschuldig gedacht werden, und er heget keine Gedanken des Unglücks.

Wir glauben durch Unglücksfälle unvollkommener gemacht zu werden, und GOtt sucht nichts mehr, in allen solchen Fällen, als seine und unsere höchste Vollkommenheiten.

Diese Fälle müssen denen Menschen veroffenbaren, daß ihr Schöpfer das vollkommenste Recht über ihr Leben, über ihre Güter und über ihre Kinder habe, mithin auch alles zur Verherrlichung seines Namens gebrauchen könne.

Je mehr der Mensch ein Recht auf seiner Seite traumet, je mehr Unrecht füget er GOtt zu, und uns allen kann dyrch Unglücksfälle kein Unrecht widerfahren, weil wir an keiner Sache ein Recht behaupten können.

Bestehet aber die Gerechtigkeit GOttes in dem allweisesten und vollkommensten Gebrauch seiner Geschöpfe: so müssen Sie dieses eben so billig und eben so vernünftig nennen, als das devil le plus fort derer Franzosen.

Erfordert es also die Allweisheit GOttes, so kann er ein Land züchtigen zur Warnung und zur Erinnerung des andern, und weil er weiter, als wir, siehet, erwehlet er solche am allerbesten.

Es können also ganze Länder in den Abgrund versinken. Es können ganze Städte in das Meer stürzen. Es kann die schleichende Pestilenz 100,000. Menschen tödten.

Es können in einem langwierigen Krieg viele tausend Helden darnieder sinken, und derselbe kann die Welt zur Wüste machen, ohne daß wir fragen dürfen, ob solche Unglücksarten mit der Gerechtigkeit GOttes übereinstimmen.

Er ist alleine der Ober-Eigenthums-Herr von dem Ganzen, mithin hat er das vollkommenste Recht alles zur Verherrlichung seiner selbst anzuwenden.

Menschen scheinen nur darum die Gerechtigkeit GOttes tadeln zu wollen, weil sie einen gar zu schwachen Begriff sich davon machen können.

Wie der Unterthan aus Unwissenheit oftmals die Gerechtigkeit seines Fürsten tadelt: so tadelt der Mensch aus gleichem Grunde die Gerechtigkeit seines GOttes.

Die Urtheile der Menschen sind allzuverwandt mit ihren Wünschen, daß, weil letztere nicht allezeit erfüllet werden, wollen sie ein würkliches Unrecht erkennen, wo doch nichts als Recht erfindlich kann gemacht werden.

Und was verliehren denn wohl alle Unglücklichen? Nichts! als was sie vorhero nicht gehabt haben, was ihnen nur auf wenige Zeit zu einem eingeschränkten Gebrauch ist dargeliehen worden, und dessen ungewissen Wechsel sie ohnehin alle Minuten befürchten müssen.

Niemand ist unzufriedener, als der am zufriedensten seyn könnte, und niemanden erwecken die Unglücksfälle mehr Unruhe, als denen, die ihre Ruhe in dem Schoos eines irrdischen Glücks finden wollen.

So wenig ein gesetzter Mann den Verlust kindischer Tändeleyen beklaget: so wenig sollte der vernünftige Mensch, und ich sage noch mehr, der erleuchtete Christ, unmäßig traurig seyn, bey den Unglücksfällen.

Wer die Wahrheiten liebet, verläugnet manches andere Vergnügen und manche glänzende Herrlichkeit.

Der Gelehrte achtet seine gefundene Wahrheit höher, als die reichen Schätze eines Kaufmanns, ohnerachtet die Gelehrsamkeit derjenigen Lotterie vollkommen gleicht, welche die meisten Loose darzeiget, aber die wenigsten Gewinnste ausliefert.

Der Geist hat nach der Erleuchtung einen weit höhern Grad einer göttlichen Gelehrsamkeit gefunden. Er erkennt Wahrheiten, die mehr die Ewigkeit, als die Zeit unseres Lebens zum Gegenstande haben. Scheint er also hier etwas zu verliehren, so hoft er dorten wieder zu gewinnen, und in dieser Hofnung muß der Gewinn den Verlust weit übersteigen.

Verstattet aber die Menschheit nicht, uns völlig über die Schwachheiten hinaus zu setzen: so können wir doch wenigsten so viel daraus abnehmen, daß uns kein Recht zustehet, die Wege GOttes zu tadeln.

Ich empfehle Ihnen noch die prächtige Stelle des Sherlocks, die Sie in seinem Buch von der Vorsehung pag. 190. finden können.

GOtt ist an kein ander Gesetz, als das Gesetz seiner Weisheit gebunden. Wenn die Menschen verdient haben, daß sie gestraft werden, so kann er solche Rache aufschieben, oder beschleunigen, nach dem er will. Denn er ist bey Vollziehung seiner Gerichte, der höchste Meister der Zeit, des Orts und anderer Umstände. Alle Regenten, die in der Welt keinen Oberherrn erkennen, eignen ihnen das Recht zu, und kann auch solches von der höchsten Gewalt nicht abgesondert werden. Derowegen ist es ein unvernünftiger Einwurf wider die Gerechtigkeit der Vorsehung, daß GOtt nicht augenblicks ein jedes gutes Werk belohne, und daß auf ein häßliches Laster nicht unmittelbar die Strafe folgt. Denn

eine höchste Gerechtigkeit ist an ein solches Verfahren nicht gebunden.

——— Aus allen, was wir bishero von der uneingeschränkten Macht der Gerechtigkeit unseres GOttes gesagt haben, kann man leichtlich den Schluß machen, daß alle Einwürfe, so man hier vorbringt, blos auf unsere Unwissenheit, in Ansehung der eigentlichen Beschaffenheit dieser Gerechtigkeit, sich gründen.

Wir binden die Gerechtigkeit der Vorsehung an die Gesetze der menschlichen Gerechtigkeit, ohne zu überlegen, daß GOtt der höchste Herr der Welt sey.

—— p. 191. Wenn die Menschen nicht recht handeln, wenn sie die Unschuld unterdrücken, und das Laster beschützen: so meynen einige Ursache zu haben, über die Vorsehung sich zu beschweren, wenn sie sehen, wie es den Frommen elend, den Gottlosen aber glücklich gehet. Allein, weil GOtt über alle seine Geschöpfe ein höchstes und unumschränktes Recht hat, und beydes, das Unglück der Gerechten, und das Glück der Ungerechten zu ihrem Besten und zu

Erfül-

Erfüllung der weisesten Absichten gereichen läßt: so kann seine höchste Gewalt dieses Verfahren rechtfertigen.

—— Eine gerechte Regierung muß mit ihrem Endzweck übereinstimmen.

Der Haupteinwurf, wider die Gerechtigkeit der Vorsehung, ist, daß weder alle Frommen, noch alle Gottlose hier in der Welt nach ihren Werken belohnt oder gestraft werden.

Allein dieser Einwurf kann bey denenjenigen, welche ein zukünftiges Leben glauben, nichts ausrichten.

Die Erde, auf welcher wir wohnen, ist nicht der Gerichtsplatz, sondern eine Probe und Zucht-Schule.

p. 192. Die Gerechtigkeit der Vorsehung ist also nichts anders, als die Gerechtigkeit seiner Regierung, so von derjenigen Gerechtigkeit unterschieden ist, die er am Tage des Gerichts erweisen wird.

p. 198. Wie GOtt selbst höchst gerecht und heilig ist, so liebet er auch Recht und Heiligkeit

unter den Menschen. Er hasset das Unrecht und die Bosheit. Er strafet die Ungerechtigkeit auch hier auf Erden, und beschützet die Unschuld, so weit es die Beschaffenheit und der Zweck seiner Regierung verstattet.

—— p. 212. Die Vorsehung kann sich keines herrlichern Mittels bedienen, uns von Lastern abzuhalten, als wenn sie uns die Schändlichkeit der Sünde, durch das ungerechte Verfahren der Gottlosen an uns selbst, zu erkennen giebt.

Wird ihnen p. 211. ihr Gut durch Gewaltthätigkeit genommen, oder aber ihre Ehre durch Verläumdung gekränket: so erkennen sie auf eine weit empfindlichere Art die Schändlichkeit der Verleumdung und das Unrecht der Gewaltthätigkeit.

—— p. 259. Meine Meinung ist nicht, daß nothwendig alle Freunde der Tugend glücklich, noch alle Knechte der Sünden unglücklich seyn müßten. Ein solcher Unterschied gehöret für den Tag des Gerichts, nicht aber für die Probejahre dieses Lebens.

Um Ihnen aber noch mehr zu zeigen, daß das Recht eines vollkommenen Eigenthums, ohne Ungerechtigkeit könne ausgeübet werden: so wollen wir unsere eigene Handlungen vor uns nehmen, die wir gegen die niedrige Geschöpfe selbst zu Tage legen.

GOtt hat uns die Herrschaft über die Thiere verstattet, und hier fragt sichs, wie üben wir dieselbe aus?

Wir belegen sie mit den schweresten Lasten, wir lassen sie die unangenehmsten Empfindungen fühlen, wir berauben sie desjenigen, was ihnen die Natur zu ihrer Decke gegeben, wir martern solche oft zu unsern Vergnügen, wir lassen sie eines langsamen Todes sterben, den wir doch geschwinder beschleunigen könnten, wir tödten solche zu unsern Nutzen und zu unsern Vergnügen, wir nehmen ihnen alles weg, was sie fleißig und sorgsältig zu ihrer Selbsterhaltung zusammen getragen. Wir berauben sie ihrer Jungen, und werden nicht im mindesten gerühret durch das klägliche Geschrey und ängstliche Betragen der Alten.

Wie? wenn nun alle diese Thiere einander ihre Gedanken sich mittheilen könnten? Wie? wenn solche uns anreden und allerley Ungerechtigkeiten uns anschuldigen wollten? womit würden wir uns alsdenn gegen sie schützen und vertheidigen?

Nicht wahr? wir würden sie gleich an das allgemeine Recht erinnern, das uns der Schöpfer über sie gegeben, und dieses würden wir durch das besondere Eigenthums-Recht noch bestärken, und sie überzeugen, daß in unsern Verfahren mehr Recht als Unrecht zu finden, und daß weil sie Thiere wären, alles dieses ohne Murren und ohne Klagen erleiden müßten.

O möchten doch vernünftige Menschen ihren erhabensten Schöpfer, als dem HErrn der ganzen Welt, so viele Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als die Thiere dem Menschen! so würde ein jeder sein Schicksal gedultig ertragen und niemalen wider GOtt sich empören.

Unterlassen Sie doch deswegen künftighin dergleichen Klagen, welche nur aus Ihrer Unzufriedenheit herfliessen.

Je mehr Sie nur die Vorsehung überdenken, je mehr Sie die Hoheit GOttes betrachten, je mehr Ueberzeugung werden Sie finden, welches herzlich wünschet,

Ew. ꝛc. ꝛc.

XV. Brief.

Geist des Zeitalters.

Es scheinet wahrhaftig, Sie sind allzusehr vor dem Geist unsers Zeitalters eingenommen, und dieses ist auch vielleicht die einzige Ursach, warum Ihnen alles darinne gefällt.

Sie erheben den guten Thon, darinne man sich ausdrücket. Sie wissen so viel Schönheiten zu erzehlen, daß man fast glauben sollte, unser Zeitalter sey das vollkommenste.

Verstehet man durch den Geist des Zeitalters die feinste Art zu denken und sich auszudrücken: so verdient derselbe nicht ehender ein wahrhaftes Lob, bis er seine Redlichkeit hinlänglich selbst erwiesen hat.

Diese Redlichkeit aber, muß sich aus Liebe zu dem ganzen Volke, in der Nützlichkeit unserer Gedanken, unserer Ausdrücke und überhaupt unserer Schreibart veroffenbaren.

Es ist ohne Widerspruch wahr, daß unser Zeitalter eine große Zahl so feiner als redlicher Denker aufstellen kann.

Es ist aber auch im Gegentheil mehr als zu gewiß, daß noch immer ein verächtlicher Haufe, diesen Geist zur Ausbreitung seiner heimlichen Tücke mißbrauchet, und diese auf die feinste Art einzukleiden gelernet hat.

Derjenige hat allezeit einen Fehler gegen die Pflichten der Gesellschaft begangen, der seine Handlungen darinne erheben, und sich andern durch eigenes Lob hat versetzen wollen.

Dieser Fehler ist noch nicht aus der Mode gekommen, aber man sucht nur demselben etwas feiner zu begehen.

Niemand will sich heut zu Tage mehr selbst loben. Eine ganze Gesellschaft würde zu jähnen anfangen, wenn ein solcher Selbstredner ihr Ge-

hör

hör ermüden wollte; man verbittet vielmehr alles mit der größten Höflichkeit, was nur den geringsten Anschein der Lobsprüche haben könnte.

Man will sogar beschämt darüber werden, und dennoch begehet man würklich diesen Fehler dadurch, daß man im Gegentheil sucht die Handlungen anderer ungleich auszulegen, sich über ihre schwache Seite lustig zu machen, sie lächerlich vorzustellen, alles Ernsthafte auf die Seite eines beissenden oder nichtswürdigen Scherzes zu verdrehen, in der angenehmen Hofnung, so bald nur jenen auf diese Art das Vorzügliche benommen worden, solches auf uns hernach zurückfallen werde.

Helvet wird dahero in etwas zu entschuldigen seyn, wenn er behauptet, unser Geist des Umgangs bestehe also nur in der Fähigkeit, einander auf eine angenehme Art zu verläumden.

Würde dieser Fehler nur in kleine Gesellschaften eingeschlossen bleiben, so müßte man denselben so lange großmüthig übersehen, bis einmal durch ein ausdrückliches bürgerliches Gesetz die Begierde zu verläumden mehr eingeschränkt werde.

So

So aber gewinnet es das Ansehen, als wenn dieser Fehler viel weiter um sich greifen wollte.

Der satyrische Gift will sich auch da ansetzen, wo man nach der Natur der Sache nichts als ernsthaftes, erhabenes und heiliges denken kann.

Unsere Religionsspötter, unsere Freydenker wollen nach diesen Geist des Zeitalters eben so fein zu Werke gehen.

Keiner unter ihnen will so unbedachtsam und so gerade heraus, wie ehemals Lyscynski sagen: es ist kein GOtt, der Mensch ist der Schöpfer GOttes, und GOtt ist eine Creatur und ein Werk der Menschen; sondern sie bemühen sich vielmehr die Religion auf eine angenehme und sinnreiche Art verächtlich zu machen.

Zu diesem Zweck erwehlen Sie die mancherley abergläubischen Religionen der Heyden. Sie reden ihren Lebensarten das Wort. Sie erdenken oder erzehlen solche Geschichten, darinne der Religion ein lächerlicher Anstrich kann gegeben werden, und kützeln sich damit, wenn

der unvernünftige Theil der Welt hierinne Geschmack finden will.

Unter diese satyrische Erfindungen, rechne ich die vorgebliche Erzehlung eines Tarters, durch die Nordländer und seinen Bericht, den er bey seiner Wiederkunft dem großen Lama von dem Zustand der Religion erstattet, dadurch aber denselben so sehr zum Lachen beweget, daß derselbe davon erstickt worden.

Von gleichem Gehalt ist diejenige Geschichte, die man aus dem Marini, einem vorgeblich gewesenen Römer, von dem Ursprung der Tunquinesischen Religion, der Welt mitgetheilet hat.

Und damit Sie sich ein Muster solcher feinen satyrischen Züge vorstellen mögen, will ich solche ganz hieher setzen:

Man wollte, sagt dieser Schriftsteller, den Tunquinesen eine Religion geben, und wählete hierzu die Religion des Philosophen Rama, mit dem Zunamen Thic=ca.

Eines Tages sahe die Mutter des Gottes Thic=ca im Traum einen weißen Elephanten,

der

der auf eine Geheimnißvolle Weise in ihren Munde erzeugt wurde, und ihr zur linken Seite herausgieng. Dieser Traum wurde erfüllt, und sie kam mit dem Thic = ca nieder. So bald als er den Tag erblickte, brachte er seine Mutter um, gieng sieben Schritte, wieß mit dem einen Finger gen Himmel, und mit dem andern gegen die Erde, und rühmte sich der einzige Heilige im Himmel und auf Erden zu seyn.

In seinen siebenzehnten Jahre verheyrathete er sich mit drey Frauen: im neunzehnten verließ er seine Weiber und seinen Sohn, begab sich auf einen Berg, auf welchen ihm zwey Teufel, A - la - la und Ca - la - la genannt, zu Lehrmeistern dienen mußten.

Darauf zeigte er sich dem Volke, und wurde von denselben nicht als ein Lehrer, sondern als ein Pagode, oder Götze, aufgenommen.

Er hatte achtzig tausend Schüler, unter welchen er fünf hundert auswählte, eine Zahl, die er in der Folge auf hundert herunter setzte, alsdenn noch auf zehne, welche die zehn Großen genennet wurden.

Die-

Dieses erzehlet man den Tunquinesen, und es wird von ihnen geglaubt, ob sie schon durch eine in der Stille mitgetheilte Nachricht belehret worden, daß diese zehn Große seine Freunde, Vertraute und Einzige gewesen, die er nicht betrog; daß, da er, nachdem er seine Lehre neun und vierzig Jahre geprediget, und sein nahes Ende gefühlt, er alle seine Jünger versammlet, und zu ihnen gesagt hätte: ich habe euch bis auf den heutigen Tag betrogen; ich habe euch nichts als Märchen beygebracht: die einzige Wahrheit, die ich euch lehren mag, ist, daß alles aus einem Nichts entstanden, und daß alles wider zu Nichts werden muß.

Ich rathe euch indessen mein Geheimniß zu verschweigen, und euch äusserlich meiner Religion zu unterwerfen; dieses ist das einzige Mittel, die Völker in der Unterwerfung gegen euch zu erhalten.

Dieses Glaubensbekänntnis des Thic-ca auf dem Sterbebette, ist in Tunquin fast durchgehends bekannt; indessen währet die Verehrung dieses Betrügers immer fort, weil man dasje-

nige willig glaubt, was man zu glauben gewohnt ist.

Einige scholastische Spitzfindigkeiten, denen die Faulheit allezeit die Stärke eines Beweises zugestehet, waren für die Schüler des Thic-ca zureichend, dieses Glaubensbekänntnis zu verhüllen und die Tunquinesen bey ihrem Glauben zu erhalten.

Diese Jünger haben fünf tausend Bände über das Leben und die Lehren des Thic-ca geschrieben.

Sie behaupten darinne, er habe Wunder gethan, gleich nach seiner Geburt habe er achtzig tausend verschiedene Gestalten angenommen, und seine letzte Verwandelung sey ein weißer Elephant gewesen.

Diesen Ursprung muß man auch die Achtung zuschreiben, welche man in Indien diesem Thiere beweißt.

Unter allen Titeln eines Königes, ist der Titel eines Königes vom weißen Elephanten der würdigste.

Der König von Siam führet diesen Titel.

Die Jünger des Thic-ca geben vor, es wären sechs Welten. Man stürbe hier um in einer andern das Tageslicht wiederum zu schauen; der Gerechte gienge also aus einer Welt in die andere, und wenn dieser Zug zu Ende wäre, so gieng der Schwung wieder von Vorne an, man trete wieder in diese Welt auf den Schauplatz, aus welchen man zum siebendenmale rein und vollkommen herausgienge, und da man den letzten Punct seiner Unveränderlichkeit alsdenn erreicht hätte, fände er sich zur Eigenschaft eines Pagoden oder Götzen berechtiget.

Man weis es nicht, ob diese Völker vormals eine undeutliche Kenntnis von unserer Religion gehabt haben, allein einer der vornehmsten Puncte der Religion des Thic-ca ist, daß er ein GOtt sey, der die Menschen selig mache, und für ihre Sünden Genugthuung leiste, und damit derselbe mehr Mitleiden über das Elend der Menschen bezeigen wollen, er ihre Natur angenommen habe.

Wäre auch der Gift an sich noch so flüchtig und unsichtbar: so wird man denselben dennoch hier leicht erkennen können.

Wer erkennet nicht alsobald, daß diese alte Geschichte darum wieder aufgewärmet worden, der Religion eine Leichtglaubigkeit anzudichten, sie als eine politische Erfindung ganz von weiten vorzuspiegeln, und solche nur als ein Mittel darzustellen, worauf die Großen dieser Welt die Unterwerfung ihrer Völker erbauet und begründet hätten.

Er beschreibt hier das Wesen der Religion so spöttisch und so gleichgültig, als wenn man die Auslese nach Belieben machen, und eine erwählte Religion dem Volke anbefehlen könnte.

Welches Volk würde sich aber sogleich willig darzu finden lassen?

Ueberdieses kann ich mir die Tunquinesen so einfältig nicht vorstellen, daß sie eine Lehre ferner würden beybehalten haben, deren erster Betrug doch wäre entdeckt worden.

Unsere Zeiten haben sich gar leicht von dem Aberglauben säubern lassen, und es wäre gut, wenn nur nicht, anstatt des vorigen Aberglaubens, heut zu Tag ein völliger Unglaube eingerissen wäre.

So aber verfällt die Welt immer von einem äussersten auf das andere. Bald glaubt sie zu viel, bald zu wenig, bald gar nichts.

Unsere Religion hat jederzeit Erlaubnis ertheilet, alles zu untersuchen, und wie oft ist dieses nicht schon von ihren Feinden geschehen?

Was haben sie aber anders dadurch zuletzt veroffenbaret, als ihren eingesogenen Haß und ihre allzugroße Bosheit, welche sie durch eigene Reue eingestehen mußten.

Albert Radicati, ein Italiänischer Graf und großer Freygeist, vertheidigte vor nicht gar langer Zeit, die Rechte des sardinischen Königes, Victor Amadeus, gegen den Pabst, und wurde deswegen von der Inquisition verdammt.

Diese persönliche Beleidigung dehnete er ins allgemeine aus, und schrieb aus Rache Recueil de pieces curieuses sur les matieres les plus interessantes, welches im Jahr 1736. zu Rotterdam ans Licht trat.

Es faßte diese Sammlung acht verschiedene Stücke in sich, deren jedes ein unverwerflicher

Zeuge seiner persönlichen Feindschaft gegen den Pabst seyn konnte.

Wie nun ein gehäßiges Gemüth gar zu leicht die Grenze seines Unwillens verkennet, so vergaß sich auch hier der Graf gar zu sehr.

Der Haß gegen den Pabst verbreitete sich über dessen ganze Priesterschaft, und sogar, wer wird es wohl glauben können? über die, in dieser Strittigkeit, ganz unschuldige Religion.

Radicati fieng an zu behaupten, daß alles Unglück der Geistlichkeit beyzumessen wäre, wie wohl er selbsten eingestehet, daß er nur von der Römisch-Catholischen rede.

Man würde ihn auch dieses leichter vergeben haben, wenn er nachhero nicht von seinem unmäßigen Zorn verleitet, die ganze christliche Religion, mit in dieses Gemenge gebracht hätte.

So aber stellet er in seinem Nazarenus & Lycurgos mis en parallele, den HErrn Christum mit dem Lycurg in einem Vergleich. Unsinnig will er behaupten, daß Christus in Gesellschaft des Johannes, vom sechzehnden bis in

ihr dreysigstes Jahr in Egypten gewesen, und die dasige Gelehrsamkeit erlernet.

Christus habe hierauf das Volk von dem Joch der Priester befreyen wollen, und zu dem Ende mit Johanne die Verabredung getroffen, daß er in die Wüste gehen und predigen solle, daß bald ein großer Prophet kommen würde.

Daß aber dieser Graf überhaupt zu ganz unnatürlichen Meynungen aufgelegt gewesen, kann die ganze Welt ohne Widerrede daraus erkennen, wenn er in seinem Projet facile, equitable & modeste den Vorschlag giebt, man sollte die armen Kinder mästen, schlachten und auffressen.

Er fande an sich selbst bewährt, daß die Wahrheit sich nicht so leicht unterdrücken lasse.

Denn als er Italien räumen mußte, flohe er nach England, und von da nach Paris.

Wie er auch hier wegen seiner unerhörten Lehre keine Ruhe finden konnte, entwich er nach Amsterdam, und starb 1737. nachdem er alle seine Irrthümer vorhero widerruffen, und die christliche Religion wieder angenommen hatte.

Was

Was schadet also eine solche matte Bosheit der Ehre und der Wahrheit der Religion? Sie wird weder dadurch gekränket noch verdunkelt. Sie besieget ihre Feinde in desto größerer Verherrlichung zum Bekänntniß ihrer schwachen Irrthümer, und diese müssen einer kräftigen Belehrung ihrer Mitbrüder ein trauriges Denkmal ihrer Thorheiten hinterlassen. Nehmen Sie auch hieran ein rührendes Beyspiel, und glauben, daß es recht gut mit Ihnen meynet

Ew. rc. rc.

XVI. Brief.

Die Furcht der Stufenjahre.

Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen sagen muß, daß noch immer Ihr eingebildeter starker Geist von mancherley Schwachheiten angesteckt zu seyn scheinet.

Warum wollen Sie nicht in der dreyzehnden Zahl zu Tische sitzen, und warum fürchten Sie das drey und sechzigste Jahr so sehr, worinne Sie jetzo stehen?

Haben Sie mir nicht selbst erzehlet, das Herr T = = = blos aus Einbildung krank geworden und gestorben sey, weil ein Traum ihn erin-

nert, er stehe jetzo in demjenigen Lebensjahr, darinne sein Vater gestorben wäre.

Damals belachten Sie den Betrug einer solchen Einbildung, und jetzo sind Sie von gleicher Furcht eingenommen.

Es ist also viel leichter, andern, als sich selbst, etwas ausreden, und Sie werden an sich empfinden, wie lange auch der vernünftigste Mensch mit seiner Einbildung kämpfen müsse, wenn er in derselben das und jenes Bild auszulöschen sich bemühen will.

Stufenjahre sind nicht so gefährlich und führen dasjenige unvermeidliche Schicksal nicht allezeit mit sich, das ihnen von dem Alterthum angedichtet worden ist, und Sie werden sich hierinne selbst zum Beweis, daß ihr sonstiger Unglaube noch nicht einmal von dem Aberglauben völlig gesäubert sey.

Es ist bekannt, daß gewisse Jüdische Lehrer denen und jenen Zahlen eine verborgene oder cabalistische Kraft ansinnen wollten, und diese Meynung verbreitete sich auch in der Seckte des Pythagoras.

Sie wurde in der Sternkunde aufgenommen, und die Schulen der Aerzte beschenkten sie auch mit ihren Beyfall.

Nun fieng die Welt an Jahre zu zehlen, die ihrer Gesundheit, ihrem Leben und andern wichtigen Begebenheiten nicht allzugünstig seyn sollten, und der Zufall —— hieng dieser thörichten Meynung ein scheinbares Gewicht an.

Wie die Furcht überhaupt die Vernunft benebelt, so dachte man schon ängstlich daran unsern ganzen Lebensraum in gewisse Stufen abzutheilen, damit man die ungünstigen Jahre desto merkbarer auszeichnen möchte.

Eine solche selbst ausgedachte Lebensstufe sollte bald sieben, bald neun Jahre in sich fassen, und diejenigen Jahre, welche aus der Verdoppelung dieser Zahlen hervorstiegen, das sollten nun die fürchterlichen Stufenjahre heissen.

Die Aerzte waren durch die Erfahrung belehret, daß der siebende Tag im Fieber kritisch wäre, und man muthmassete dahero, daß ein jedes siebendes und neuntes Jahr unsers Lebens,

eben so seyn könnte, und nun fiengen die Liebhaber des Lebens an, diesen Jahren furchtsam entgegen zu sehen.

Der Geburtstag eines solchen Jahres mußte dahero viel dunkeler, als ein anderer seyn, und das Mißtrauen benahm der Freude ihre völlige Stärke.

Seufzend trat man in dasselbige, nur halb freudig sammlete man die aufrichtigsten Wünsche unserer Freunde, die ängstlichste Vorstellungen erschienen uns an jeden Morgen, und nur der Herr des Lebens ließ uns nach einem glücklichen Ablauf desselben inne werden, daß unsere Lebensdauer nicht von dem Schicksal der Zahlen, sondern von seiner Erbarmung abhiengen.

Wurde man dieses an sich und an andern gewahr, so wurde unsere Begierde dadurch rege gemacht, den erstern Ungrund dieser Meynungen aufzusuchen, und die Welt zu ihrem Trost davon zu benachrichtigen.

Niemand konnte uns sichern Beweiß liefern, als diejenige Länder, worinne die Leibrenten und Tontinen eingeführet waren.

Be=

Bemerkete man hier die geringsten Umstände mit aller Genauigkeit: so muß eine große Sammlung derselben die beste Erfahrung ausmachen.

Wenn nun alle Todenlisten bezeigen, daß in den Stufenjahren nicht mehr und nicht weniger, als in andern Jahren sterben, so streicht die Erfahrung selbst das fürchterliche an denselben aus, und machet solche wieder so angenehm als die andern.

Vielmehr will man angemerkt haben, daß die zehende Zahl ungewisser, als die siebende und neunte wäre, und daß vom dreysigsten bis achtzigsten Jahr, die meisten Menschen dahin stürben.

Damit Sie aber das Leere in der angenommenen Meynung desto deutlicher einsehen mögen, so will ich Sie bis in die graue Vorwelt zurückführen, wo man den Aberglauben in seiner vollkommenen Herrschaft noch erblicken kann.

Sulmas, der unermüdete Mann, zog diesen Aberglauben seine verjährte Larve ab, und so wohl Cunacus, als der Probst Süsmilch unterstützten diese Bemühung.

Er

Er entdeckte nach der Natur, daß die Vorwelt dem Zusammenfluß der Gestirne eine über- oder widernatürliche Würkung angedichtet hatten, und die ganze Erfahrung sagte Ja! und Amen darzu.

Nach vieler und mühsamer Auswickelung, zeigt er uns den eingebildeten Horoscop, dem selbst die Thorheit ein unumschränktes Recht über Gesundheit und Krankheit, über Glück und Unglück, über Leben und Tod der Menschen freywillig eingeräumet hatte.

Der eingewilligte und angenommene Zeitmesser scheint ihn so ohnmächtig zu seyn, daß er die spätesten Nachkommen mehr auf den unendlichen Schöpfer, als auf die nichtigen Würkungen desselbigen zurück weiset. Und was brauchen wir weitere Zeugnisse?

Man sehe das ganze aufgeführte Gebäude der Alten an, ob nur ein vernünftiger Mensch heut zu Tag sich ein Verdienst daraus machen wird, seinen drohenden Umsturz, noch eine Schwelle zur fernern Dauer unterzulegen?

Die ganze Wissenschaft beruhete ehedessen auf ungegründeten Einflüssen, die man ohne Noth dem Thierkreis zugeeignet hatte, und welchen dennoch die ganze Erfahrung widersprach.

Man nennte solche überhaupt Genethliaca, und insbesondere glaubte man, es werde niemand gebohren, wo nicht ein sicherer Decanus des Horoscop seine natürliche Aufsicht veroffenbaren müsse.

Unsere Calendermacher haben bis hieher aus Unwissenheit nachgeschrieben, und die Hefe des Volks glaubt entweder zur Vertheidigung oder zur Selbstberuhigung ihrer boshaften Frevelthaten, sichere Trostgründe darinne zu finden.

Sie aber, gnädiger Herr! auf einer Seite ein starker Geist, werden sich ohnmöglich auf der andern Seite zu der Denkungsart des Pöbels herablassen können.

Ich kann es fast nicht glauben, und es stimmt am allerwenigsten mit Ihrem sonstigen Eigenschaften überein.

Doch dieser Zufall kann Sie unwidersprechlich belehren, wie schwer es falle, daß der Mensch in allen übereinstimmend handele.

Sind Sie so freygebig, einem würklichen Aberglauben Ihren Beyfall zu schenken: so bitte ich Sie um alles! Sagen Sie mir, was kann Sie ferner zurückhalten, solchen Wahrheiten beyzustimmen, welche das Zeugniß aller Völker der Vernunft, und einer sich selbst wahrmachenden Offenbarung vor sich haben.

Hätte ich die Gnade von GOtt, mich Herr von = = = zu schreiben: so würde ich in diesem Fall so vernünftig, als der Herr von Loen denken, welcher den Adel nicht als ein unverdienstliches Erbtheil, sondern als ein würkliches Verdienst, und als eine wesentliche und würkliche Ermunterung zur Tugend betrachtet.

Wollen Sie aber tugendhaft seyn, oder werden: O! so vergessen Sie doch ihres Schöpfers niemalen. Der ist die erstere Ursach von allen denen vorzüglichen Begebenheiten, welche Ihre Stammeltern aus dem gemeinen Loos der Menschen

schen heraus gezogen, und Sie durch jene verherrlichet hat.

Diesem GOtt sind Sie ganz alleine Ehre, Furcht und Liebe schuldig, und zwar nach der Größe Ihrer Wohlthaten weit mehr, als Ihre Soldaten und eigene Unterthanen. Wenn Sie den nachkommen, so wird Sie künftighin keine vorurtheilige Zahl der Stufenjahre mehr erschrecken können.

Ganz werden Sie sich künftighin der alleinigen Vorsorge Ihres GOttes überlassen, die alles weislich zum letzten Zweck erwehlet.

Sie werden sich wahrhaftig und gewiß bey diesen Wahrheiten weit beruhigter befinden, als in den zweifelhaften Lehren der Menschen. Empfinden Sie solches in hohen Wohlseyn und vergönnen mir die fernere Gnade zu seyn

Ew. rc. rc.

XVII. Brief.

Der Affekt.

Iſt es denn alſo wahrhaftig und gewiß, daß uns die Religion ſclaviſch mache, weil ſie die Aufopferung unſerer Begierden, und die Mäßigung unſerer Leidenſchaften anbefiehlet?

So dachte ehemals der Graf Shaftsbury, und deſſen Denkungsart ſcheinen Sie ſich ganz eigen gemacht zu haben.

Wollen Sie aber nur ein wenig vernünftiger nachdenken, ſo müſſen Sie das Gegentheil eingeſtehen, und die Religion ſelbſt gegen alle dieſe bittre Vorwürfe mit rechtfertigen.

Sie müssen und sollen einsehen, daß die Forderungen der Religion nur dasjenige in sich fassen, was uns die Natur selbst anzurathen scheinet.

Wanken alle irrdische Gegenstände immer vor unsern Augen? Verliehret sich ihr einnehmender Glanz, je näher wir denselben betrachten, zeiget uns der wesentliche Stoff aller Dinge, daß mehr die Oberfläche, als der innere Grund eine anziehende Kraft äussere: So belehret uns das Wesen der Dinge selbst, daß der innere Werth niemalen so groß als der äusserliche sey, den die Einbildung willkührlich darauf geleget hat.

Diese Einbildung gleicht vollkommen einem betrüglichen Glas, welches uns alles widernatürlich vorstellet, und deswegen hängt oft von derselben Glück und Unglück, Ruhe und Unruhe ab.

Sie vergrößert und vermindert, sie erweitert und ziehet zusammen. Gewohnheit und Eifersucht sind ihre Begleiter, und nur die Erfahrung entdecket die Arten ihres Betrugs.

Erreget ein Gegenstand in mir eine Begierde, so muß dieselbe mit der Reitzbarkeit im rich-

tigsten Verhältniß stehen, und so mäßiget ja die Natur selbst unsere Begierden.

Warum tadeln und verlachen wir andere, wenn sie eine Sache zu sehr erheben? und nennen wir diejenigen nicht schwache Geister, die sich in den Reitz einer Sache zu sehr einschränken lassen?

Warum fangen wir nicht auch an, uns selbst zu tadeln, wenn wir die nehmlichen Fehler anderer an uns finden? Ist die Rechtfertigung unserer Schwachheiten nicht der klareste Beweiß, daß wir nur sehend gegen andere, und blind gegen uns selbst sind.

So behält ein jeder Mensch immer etwas widersprechendes an sich, und niemalen träumet er mehr von der Freyheit, als wenn ihn seine Begierden am meisten gefesselt haben.

Nicht wahr? je mehr wir den Begierden nachhängen, je mehr Stärke erlangen dieselbe über uns, und eine jede ungemäßigte Begierde muß uns dahero ehender in die Sclaverey, als Freyheit bringen.

Wie bald kann diese und jene Begierde durch eine tägliche Gewohnheit, oder öftere Wiederholung unterstützt, den Menschen so nachahmisch machen, daß er auch seines Bewußtseyns dabey so gar beraubt scheint.

Kurz, alle Begierden vergessen gar leicht die Grenzen des Verhältnisses, sie hinterlassen dem Menschen eine oftermalige Reue, und mahlen ihn in den Augen der Vernünftigen als den größten Thoren.

Harpax, der angesehene Mann, folget unaufhörlich der Begierde, welche der Glanz des Geldes in ihn erregt, er behauptet seine Freyheit gegen jedermann, und Gellert schildert uns dieselbe natürlich.

— — — Er weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wann andere schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen.

Der Herr von der Grille will sich Sorgenfrey machen. Er denkt diesen schwarzen Feinden

den zu weit nach, und jemehr er dieselbe verdrängen will, je mehr wird er von solchen umgeben, bis ihn Racine aus seiner Betäubung ermuntert.

— — — Die Grillen gehn zu weit!
Ihr sucht ein Werk im Spiel und tödt damit die Zeit,
Die euch beschwerlich fällt. Ihr bauet, leset, dichtet,
Schreibt, setzt, streicht wieder aus, herstellet und vernichtet.

Charles de Spadille will die Freyheit haben, aufzuhören wenn er will. Jedes Spiel soll das letzte seyn. Fünfmal rücket er den Stuhl, fünfmal stehet er auf, und fünfmal setzt er sich wieder nieder, und unvermuthet muß er an sich abnehmen was Häre sagt:

Ehe wirds nicht Nacht, als wenn der Morgen scheint.

Wie wenig der Zornige an Freyheit und Verhältnis denken könne, daß läßt sich aus den Zügen des **Pyrrhus**, gegen die Andromacha, sicher abnehmen.

Wohl, ich gehorche dir, du drängst mich
allzusehr,
Ja, ich vergesse dich, ich hasse dich vielmehr.
Der Wünsche Heftigkeit, schien mich zu weit
zu treiben,
Als daß ich fernerhin gleichgültig könnte blei-
ben;
Erinnre dich daran! mein aufgebrachter
Muth,
Wenn er nicht heftig liebt, so haßt er doch
mit Wuth.
Mein zugereitzter Zorn will, daß ich nichts
verschone,
Der Mutter Uebermuth, bestraf ich an dem
Sohne.

Und was kann uns sclavischer machen, als die Furcht? diese unterdrückt unsere Denkungskraft, sie mahlet uns lauter Gefahr und Schrecken. Seufzend rufen wir bey der größten Sicherheit:

— — Hier gilt es, Herr, mein Leben!
Und alles, was ich seh, bringt mir den Arg-
wohn bey.
Ich fürchte jedermann, daß er verführet sey.

Ich kenne — — wohl; ein Unglück ist vorhanden!
Ich fühl es nur zu viel, was mir für Fälle ahnden,
Wie schwer! o GOtt! wie schwer geht mir dein Abschied ein!

T.

Der Nacheiferer behält Ehre und Ruhm so lebhaft in seinem Gesichte, daß er alles andere dagegen hintansetzet. Er vergißt Verhältniß, ja sogar sein Leben, und sagt:

In Wäldern hab ich gnug mein junges Blut gewagt,
Manch wildes Thier erlegt und unermüdt gejagt.
Ach dürfte sich mein Fleiß auch andre Ehr erwerben!
Dürft ich den Wurfspieß jezt mit edlem Blute färben!
Mein Herr, du warst gewiß noch nicht so alt als ich,
So fiel schon mancher Feind, manch Ungeheur durch dich,

Durch deines Armes Kraft, durch deinen tapfern Degen,
Mußt sich die Tiranney und ihre Frechheit legen.
Was aber stellt in mir der Sohn des Theseus dar?
Ich bin noch lange nicht, was meine Mutter war!
Gieb meinem Heldenmuth was großes anzufangen,
Und ist dir etwa noch ein Ungeheuer entgangen,
O! so erlaube mir, daß ichs erlegen kann,
Und tref ich gleich dabey mein Lebens-Ende an;
So wird die Nachwelt doch aus meinen Thaten lesen,
Ich sey des Theseus Sohn und würdger Sohn gewesen.

Strüven.

Der Verdruß durchwütet sein eigenes Eingeweide. Entfernt von aller Verstellung, zu ohnmächtig dem Ausbruch zu widerstehen, theilet er der Welt aus dem Herzen eines ehrgeitzigen Hamans seine Klagen mit:

O Schmerzen! o Verdruß! mit Abscheu denk ich dran;
O Schande, die die Zeit nicht wieder tilgen kann!
Ein Jud, ein Kinderspott, ein Scheusal dieser Erden,
Muß mit dem Purpur selbst von mir beklei-
det werden?
Doch dem Verfluchten ist auch dieser Sieg zu klein,
Ich Unglückseliger muß noch sein Herold seyn!
Der stolze Bösewicht! Er merkte meine Schande,
Und spottete darzu. Des Pöbels ganze Bande,
Die mich mit Schaam bedeckt und in Ver-
wirrung sah,
Bejauchzte meinen Fall, und glaubt, er sey schon da.
Ach! zu grausamer Fürst! so dien ich dir zum Spiele?
Ist dieses deine Lust? Du setzest mich zum Ziele
Verrätherischer Huld, daß deine Tiranney,
Und meine Schande einst mir desto schwerer sey.

T.

Die Sprache des Mitleidens entdeckt uns dessen innerlichen Harm, und wie durchdrungen man von dem Unglück seines Nächsten werden könne. Antonius soll reden:

Sie hier, o römisch Volk, des größten Römers Rest,
Der, als dein Schutzgott dich, an deinem Feinde rächte,
Ja! seine Mörder selbst verehrten ihn als Knechte,
Er deine Sicherheit im Frieden und im Krieg,
Vor dem die ganze Welt erzitterte und schwieg,
Vor dem sich Babel selbst in Fesseln sollte bücken,
O! Freunde! könnt ihr jezt den Cäsar wohl erblicken?
Schaut, Römer! dieses Blut, rührt diese Wunden an:
Hier hat der Cymber ihn den ersten Schlag gethan,
Hier in des Helden Brust stieß Caßius den Degen,
Hier stach ihm Decimus. Noch mehr als sie, verwegen

Ein Scheusal der Natur, bringt Brutus Raserey,
Ihm den verfluchten Stich hier in der Seite bey,
Und ihn besprützt sein Blut. Mit ruhig sanftem Blicke
Betrachtet ihn der Held, indem fällt er zurücke.
Er nennt ihn seinen Sohn, vergiebt ihm und erbleicht.
Im Tode hat sich noch sein göttlich Herz gezeigt.
Mehr nicht, als dieses Wort, gieng aus den blassen Lippen:
O Brutus! o mein Sohn!

Eine heftige Traurigkeit giebt freywillig alle Hofnung und allen Trost auf. Sie stürzt sich in die Tiefen einer Gedankenlosen Verwirrung.

O weh! er stirbt gewiß, es wird ihn nichts beschützen,
Nichts wird der Mutter Flehn, nichts seine Unschuld nützen.
Und was wird denn aus mir? Ich fühl es schon, sein Tod
Versezt auch mich ins Grab und endet meine Noth.

Andromacha v. Racine Handl. 1. Auft. 4.

Diese Schilderungen werden stark genug seyn, Sie zu überzeugen, daß die gemäßigte Begierden dem Menschen mehr Freyheit gönnen, als die ausschweifenden.

Sehen Sie nun aber, daß der allzuheftige Ausbruch der Begierden uns sclavisch mache: wie können Sie der Religion die Anschuldigung thun, daß die von ihr so weislich anbefohlene Mäßigung eben das thun sollte?

Es bleibt gewiß! je weniger ich mich dem Affekt überlasse, je mehr Stärke wird meine Vernunft gewinnen, denselben zu unterdrücken, und je mehr Oberhand die Vernunft behält, je mehr Freyheit werde ich zu geniessen haben. Dieses werden Sie täglich an sich selbst empfinden können, und mir bleibt nichts übrig, als ferner zu seyn

Ew. 2c. 2c.

XVIII. Brief.

Die Ruhmbegierde.

Ist der Ruhm ein ausgebreitetes Lob: so haben von je her die Menschen daran ein süsses Vergnügen empfunden, und ein großer Theil derselben nennet den Young einen finstern Kopf, wenn er der Wahrheit nach behauptet: Die Ruhmbegierde sey ein Geitz nach der Luft.

Diese Ruhmbegierde ist immer auf einer Seite eine starke und bürgerliche Triebfeder zu nützlichen Entdeckungen und fürtreflichen Handlungen gewesen, und auf der andern Seite hat der Mißbrauch auch manche Thorheiten zur Welt gebracht, doch! wo ist eine Sache, die diesem Uebel nicht unterworfen werden könnte?

Darinne ist die Welt ganz einig, daß man seinen Nutzen nicht von den Vortheilen des

Glücks, sondern von denen Wahrheiten und Handlungen hernehmen müsse, und man hat auch diese Meynung zum Schiedsrichter aller Fälle angenommen.

Je edler die Eigenschaften, je größer die Stärke, je allgemeiner der Nutzen unserer Handlungen, je mehr Ruhm gönnet uns die vernünftige Welt, und das ist die uralte Münze, wodurch das Publicum seine Erkänntlichkeit auch noch unserer Asche widerfahren läßt.

Borell, Bartholin, Riedbeck, Ruysch, Willis und andere haben noch bey uns einen sichern Ruhm, weil Sie nützliche Entdeckungen an dem menschlichen Körper gemacht.

Reaumur untersuchet die Thiere, Malpigh, Grew und Woodward die Pflanzen, Tschirnhaus das Gals, Henckel die Erde und was darinnen war, Mariotte und Porrault das Wasser, de la Hire den Schnee, Wideburg die Luft und himmlische Körper, Leupold und Sturm die Bewegungen, Swammerdam, Löwenhöck, Frisch und Lesser das

Gewürme, und ihre Namen erfreuen noch die spätesten Nachkommen.

Die erfochtenen Lorbern eines Eugen und Marlborough grünen noch anjetzo, und Sie selbst, mein Hochgeehrtester Herr! suchen sich noch nach Ihrem erhabenen Charackter zu bilden.

Die Gedichte eines Brockes, Racine und Corneille begeistern uns noch, und die heutigen berühmtesten Dichter bewundern viel Schönheiten darinne.

Frankreich empfindet noch das rührende in denen hinterlassenen Schriften des Maßillon und Bourdaloue, und Teutschland in den Reden des Abt von Mosheim, Jerusalems, Cramers und eines Löwe.

So billig und unbescholten nur ein solcher Ruhm ist, so tadelhaft wird dessen Begierde, wenn sie den Schein einer Unersättlichkeit annimmt.

Richelieu wurde ehemals als ein vollkommenes Muster eines geschickten Ministers in der Welt erhoben, aber er schiene noch über diesen einfachen Ruhm ganz unzufrieden.

Ist

Ist es wahr, was Dûmaurier berichtet, so wollte er auch des Corneille Ruhm theilhaftig werden, und dieser sollte ihm die Erfindung des Cid abtreten. Er verlangte den Nutzen einer vorzüglichen Heiligkeit, und seine Beichtväter mußten bekannt machen, daß er niemalen eine Todsünde begangen, ja! was das wunderbarlichste, er wünschte nach seinem Tode unter die Heiligen aufgenommen zu werden.

Von dieser Unersättlichkeit verleitet, bemühet man sich oft einem andern die Ehre strittig zu machen, die er erlangt hat, und behauptet das Gegentheil seiner Meynungen, ob es gleich oftmals so dunkel und verworren ausfällt, daß man sich selbst nicht verstehen kann.

Aus dieser Quelle floß vielleicht der so seltsame Widerspruch jenes alten Weltweisen, welcher den Schnee lieber die schwarze als weiße Farbe zugestehen wollte, und die Nachkommenschaft mag auch wohl darum so schwierig in Ertheilung ihres Beyfalls gewesen seyn.

Werden Sie wohl, Hochgeehrter Freund! ein besseres Loos erlangen? wann Sie durch

Ihre Ihnen selbst unverständliche Schlüsse die Ewigkeit der Welt uns vorstellen wollen.

Bedenken Sie doch, wer wird Ihnen deswegen diese Ewigkeit glauben, wenn Sie sagen:

Die Zahl der Jahrlängen, welche die Welt gestanden, ist der Zahl der Augenblicke gleich, welche sie gestanden. Die ganze verflossene Zeit muß in zwey Theile getheilet werden. Ein Theil von heute rückwärts, hat seinen Anfang in der Mitte; und der andere Theil von da weiter rückwärts, der doch diesem Theil gleich ist, soll keinen Anfang haben.

Wie kann? wie soll wohl daraus die Ewigkeit der Welt erwiesen werden? Können Sie es weiter auswickeln, mehr ins Helle bringen, und dadurch Ihren Entzweck erlangen, so gönnet Ihnen diese Ehre

Ew. ꝛc. ꝛc.

XIX. Brief.

Ein Mittel gegen die Freydenker.

Jhr Gedanke mag wohl der unrichtigste nicht seyn, wenn Sie behaupten, man müßte die Freydenkerey mehr mit Großmuth übersehen, als durch viele Gegenschrifften zu unterdrücken suchen.

Sie vergleichen solche denenjenigen Krankheiten, welche durch keine Arzeney, wohl aber durch die Länge der Zeit curiret werden könnten.

Sie wollen viele kennen, die endlich, aus Verdruß gegen die Freydenkerey, freywillig und unvermuthet zu einer gesundern Denkungsart wieder umgekehret, und nachmals ungezwungen eingestanden, daß sie niemalen einen wahrhaften Ernst mit ihren geäusserten Meynungen verbunden.

Ja, Sie schliessen Ihre Zuschrift scherz- und gleichnisweise, mit dem Gedanken des Herrn Baron von Hollberg, Th. II. Br. II. So lange man Hexen aufgesuchet und bestraft, so lange sind derselben aller Orten genug gewesen. Da man sie aber nicht mehr geachtet, will es keine mehr geben.

Ich gestehe Ihnen wohl zu, daß eine gewisse Hartnäckigkeit mit der Freydenkerey vermischt seyn, und daß diese durch die öftern Widersprüche mehr vermehret als gelindert werden könne, weil man auch im gemeinen Leben wahrnimmt, daß der Eigensinn durch den Widerspruch einen neuen Zuwachs gewinnen will.

Jedoch! es wird nichts schaden, wenn ihnen der Ungrund ihrer Meynungen vorgelegt wird.

Die gelehrte Welt gleichet darinne einem Gerichte, darinne ein jeder zu seiner Nothdurft zu reden, die Erlaubniß hat.

Man wieget die vorgebliche Gründe gegen einander ab, und die wichtigste derselben ziehen den Beyfall einer reinen Vernunft an, und rechtfertigen sich selbst.

Was übertrieben, und an sich unnütz ist, überläßt man dem Ausspruch des Agrippa von den Eitelkeiten der Wissenschaft, und des Menke von der Charlatanerie der Gelehrten.

Wir wollen das Beste hoffen, und GOTT regiere und erleuchte aller Herzen. Solches wünschet

Ew. 2c. 2c.

XX. Brief.

Von dem Gebät.

Wollen Sie nur darum alleine nicht bethen, weil solches nicht augenblicklich erhöret werde, und weil die Vernunft nicht alle Umstände desselben fassen kann: so irren Sie sehr.

Ich gestehe Ihnen ein, daß die Lehre vom Gebät mehr auf der Offenbarung, als auf den Gründen der Vernunft beruhet.

Wären Sie aber ein andächtiger Bether, so würden Sie aus täglicher Erfahrung einen besondern Nutzen des Gebäts empfinden lernen, den Ihre Vernunft niemals voraus sagen kann.

Dahin kann ich rechnen die Stärke unseres Gehorsams, unserer Liebe, unseres Vertrauens, unserer Entschlüsse, Empfindungen und Gesinnungen gegen GOtt, als unsern Schöpfer und Erhalter, und diese gewähret uns die ohnfehlbare Erfahrung.

Die Empfindungen eines glaubigen Christen übersteigen freylich alles dieses, wenn ich aber auch Ihnen dieselbe schildern könnte: so dürfte vielleicht der beste Colorit seine Stärke in ihren natürlichen Herzen verliehren.

Soll ich Sie nach den eigenen Lehrsätzen eines Freydenkers beurtheilen, so muß ich ihnen sagen: Sie thun Unrecht wenn Sie nicht bethen.

Carl Blount war ein Mann Ihres Gelichters, dessen Schrift von dem Appollonius zu Tyane in ganz Engeland unter die giftigsten gezehlet wurden; nichts destoweniger behauptet derselbe in seinem Oracle of Reason, daß die Verehrung GOttes unsers Schöpfers und Beherrschers, den größten Theil der natürlichen Religion ausmache, und daß dieselbe durch Gebät und Danksagung sich veroffenbaren müsse.

Warum

Warum wollen Sie dieser heiligen und an sich so angenehmen Pflicht entsagen. Bedenken Sie nur recht wer GOtt ist, und wer Sie sind, so wird Ihnen das Verhältniß dieser Gedanken auch die Nothwendigkeit des Gebäts zeigen. Dieses verspricht sich

Ew. rc. rc.

XXI. Brief.

Vom Tanz.

Sie, Herr Rittmeister! kamen am Bät-Sonntage noch spät ganz erhitzt zu mir, und ich fragte Sie nach der Ursach warum?

Sie sagten: ich habe heute meinen Leuten erlaubt zu tanzen, und da habe ich den Anfang, und mich mit ihnen lustig gemacht.

Ich antwortete Ihnen: ists auch recht an dem Sonntag tanzen? warum haben Sie es eben heute und nicht morgen erlaubt? Und Sie erwiederten, es sey nichts daran gelegen, Sie wären ohnehin von ihren Husaren versichert, daß keiner Ungebührlichkeiten unternehmen würde,

widrigenfals solche ihre gewisse Strafe zu gewarten haben würden.

O, Herr Rittmeister! fuhr ich fort, ich würde Sie zweymal lieber haben, wenn Sie zu befehlen belieben wollten, daß nur heute Ihre Leute den Tanz abstelleten; morgen können sie ja denselben fortsetzen: Es ist ja nicht genug, daß die Husaren tanzen, sondern diese ziehen auch die hiesigen mit hinein, und auf diese Art machen Sie mir einen recht unruhigen Sonntag.

Ich bitte Sie nochmalen inständig: Erfüllen Sie doch meine Bitte.

Sie sahen mich hierauf etwas schielend an, und sagten: Glauben Sie nicht, daß ich auch weis, was recht ist?

Ich habe auch studiret, und zwar mehr als auf einer Universität. Ihr Jus Canonicum ist mir auch bekannt. Ich liebe den Gebrauch und verachte den Mißbrauch.

Was finden Sie denn mißbräuchlich, erwiederte ich, im Jure Canonico? Ich hoffe doch nicht, daß Sie das soldatische canonische Recht

mit dem unsrigen vermengen wollen. Nein! sagten Sie; das ist ein Mißbrauch, wenn man die Rechte des Sonntags zu weit ausdehnet.

Nun konnte ich leicht merken, daß Sie ehemals die Rechte studiret, und daß Sie nach den Grundsätzen einiger neuern Rechtsgelehrten die Sache beurtheilen würden.

Ich bothe Ihnen eine nähere Untersuchung dieser Wahrheit an, und Sie ergriffen dieselbe willig und bereit.

Herr Rittmeister! sagte ich, damit wir keine Luftstreiche machen, so wollen wir vorhero eine Ordnung festsetzen, und nach derselben, wenn es Ihnen beliebt, diese Materie von beyden Seiten betrachten.

Wir werden nicht ehender die Rechtlichkeit der sonntäglichen Tänze entscheiden können, bis wir uns Begriffe bestimmt haben, so wohl von dem Tanz, als dem eigentlichen Sonntags-Recht.

Denn, Sie können und dürfen nimmermehr die Tänze der Alten, mit denen unsrigen gemein machen.

Jene hatten unterschiedene Arten und Absichten, und wir haben mit ihnen wenig Aehnlichkeit.

Es ist dahero gar zu ungereimt, wenn man zur Rechtfertigung der Tänze biblische Beyspiele anführet.

So viel uns das Alterthum hinterlassen, so war die älteste Art zu tanzen, nur eine bestimmte Form, wie der Tact oder Rythmus der Musik durch Hände und Füsse desto sichtbarer und deutlicher bemerkt werden sollte, und daher behauptet auch der gelehrte Abt du Bos, daß der Tanz der Griechen gar kein Tanz gewesen sey.

Wollen wir in noch ältere Zeiten zurückgehen: so versichert uns der Herr von Cahuisac, daß die Tänze der Juden, lauter heilige Tänze gewesen, daß man solche an Festtagen zur Bezeugung der innern Freude gegen GOtt veranstaltet, und daß die äusserliche Stellung ein Bild der innern herrschenden Empfindungen hätte seyn sollen.

Ueberhaupt sollte der Tanz ein Sinnbild und Uebereinstimmung mit den innern Empfindun-

dungen seyn, und man tanzte dahero so wohl an Freuden- als Trauertagen.

Die Absicht der Aegyptischen Tänze bestunde darinne, daß man die Figur der Sterne oder die Geschichte des Osiris mit der Göttin Ihis sinnlich ausdrücken wollte.

Orpheus soll in Griechenland die Tänze aus Aegypten zur Ehre der Gottheit eingeführet, unter die heiligsten Gebräuche gerechnet, und bey allen Opfern veranstaltet haben.

Diesen Gebrauch nahmen die Römer nachhero auch von allen Griechen an, und ihre Philosophen vergassen sich so weit, daß sie Aehnlichkeiten der Tänze in der Harmonie der Welt finden wollten.

Damals war es also nicht wider den Wohlstand, wenn auch die Priester tanzten, sondern ihr Amt verpflichtete sie darzu, und Pythagoras soll ihre Empfindungen eine heilige Wuth genennet haben.

Was endlich die Tänze der Teutschen betrift, so haben sich dieselbe völlig ausgeartet. Anfänglich

lich tanzte man nach keinen Instrumenten, sondern nach der Stimme eines Sängers, der eine Geschichte absung, welche der Tänzer durch seine Bewegungen nachmachen mußte.

In diesem Verstande ist es auch anzunehmen, wenn man erzehlet, die ersten Christen und ihre Priester hätten an Sonn- und Festtagen im Chor nach Gebätern und Psalmen getanzt, und alle Kirchenväter hätten dieses gebilliget: Ja! nicht alleine gebilliget, sondern durch tausend Lobsprüche erhoben.

Diese Tänze sollten in einer frommen Einfalt und einer entzückenden Freude bestehen, darum hatte man dieselbe so gar bey denen Liebesmahlen eingeführet.

Jedoch wie alle Dinge mit der Zeit dem Mißbrauch unterworfen werden: so geschahe es auch hier.

Man wurde in den folgenden Zeiten gewahr, daß die Freude bey den Tänzen mehr üppig, als heilig wurde: darum schafte man dieselbe bey den gottesdienstlichen Handlungen ab, und so

fieng

fieng der Tanz an eine bloße weltliche Ergötzlichkeit zu werden.

Bey dieser großen Veränderung schien der Tanz noch immer eine gute Seite in den Augen der Vernünftigen zu behalten.

Die Philosophen rühmten denselben als ein Mittel zur Stärke des Leibes, und zu einer bestimmten und behenden Bewegung der Glieder.

Dieserwegen brachte man denselben aufs Theater, und bemühete sich aus demselben eine ordentliche Kunst zu machen.

Verlangen Sie mein Urtheil von den heutigen Tänzen, so werde ich sicher zwischen zween Klippen durchgehen können, wenn ich nach vorausgesetzten Unterschied der Personen, Gelegenheiten, Zeiten und Umstände behaupte, daß hierinne viele Gottesgelehrten ihre Aussprüche zu sehr eingeschränkt, und viele Rechtsgelehrte die ihrige zu weit ausgedehnet haben.

Wollen Sie mehrere vernünftige und gemäßigte Gedanken von beyden Seiten lesen: so kön-

nen Sie solche in des Herrn von Rohr Ceremoniel-Wissenschaften der Privat-Personen, Th. II. Cap. X. p. 466. bis 492. weitläuftig finden, denn diesem glauben Sie doch ehender, als mir, weil er kein Geistlicher ist.

So viel will ich Ihnen aber voraus versichern, daß Ihre sonntägliche Husaren-Tänze darinne nicht gebilliget werden.

Sie fiengen an zu lesen, und nachdem sie solches geendiget, sagten Sie: Dieser Mann gefällt mir, und solte ich hier länger liegen bleiben, so werde ich an keinen Sonntag wieder tanzen lassen.

Ich war sehr vergnügt über Ihren gefaßten Entschluß, und dankte GOtt in meinem Herzen dafür, fieng aber sogleich an, unsere Unterredung auf die Rechte des Sonntags nunmehro zu lenken, und hier mußte ich Ihre weitläuftige Belesenheit bewundern.

Sie fiengen an zu behaupten, der Sonntag habe zwar ein göttliches Recht, aber nur ein bedingtes. Man habe bey der Reformation, und

im

im ganzen sechzehnden Jahrhundert geglaubet, das Recht des christlichen Sonntags könne nicht eigentlich aus dem dritten Gebot erwiesen werden, doch habe man weislich das Volk bey dieser Meynung gelassen.

Die Gemeinden hätten das Recht sich zur Wahl eines andern Tages zu vereinigen.

Der Sabbath wäre abgeschaffet, und hätte nur allein die Juden betroffen, und dieses unterstützten Sie mit den Zeugnissen der Augspurgischen Confeßion und deren Schutzschrift; nicht weniger mit den gelehrten Untersuchungen eines Strycks und eines Fecht, darinne man die Gedanken Lutheri und anderer Gottesgelehrten zusammen lesen könne.

Diese Meynungen hätten sich aber mit dem Anfang des siebzehnden Jahrhunderts geändert.

Die Chursächsischen Theologen hätten beweisen wollen, daß das dritte Gebot zwar nicht von den Sonntag rede, daß aber dennoch derselbe daraus müßte erwiesen werden, weil die Apostel diesen Tag statt des Sabbaths eingesetzet, und

alle Rechte des jüdischen Sabbaths dahin verlegt. Wir wären dahero verbunden, diesen Tag so zu feyern, wie die Juden ehemals ihren Sabbath.

Dahero sey es gekommen, daß man die Arbeiten an diesem Tage unerlaubt angesehen, wovon man doch im sechzehnden Jahrhundert nichts gewußt habe.

Diese Meynung wäre angenommen worden, und bis auf die Zeiten des Coccejus gültig geblieben.

Dieser habe durch die Vorstellung, daß die Sabbathsruhe etwas typisches gewesen, und nunmehro nach der Natur der Sache abgeschaft, wieder neue Unruhen erreget.

Es habe auch so gar Fecht, als ein großer Theolog, gegen das Ende des siebzehnden Jahrhunderts die Rechte des Sabbaths bestritten, und Hanneke aus Wittenberg, wäre auch auf dessen Seite getreten.

Thomasius habe den Sonntag als ein Papistisches Ueberbleibsel angesehen, Böhmer hätte

diese Meynung gemäßiget, Stryck aber den Sonntag nebst den Feyertagen verworfen.

Von dieser Zeit an wären auch die Meynungen der Theologen getheilt gewesen, und man habe einen jeden glauben lassen, was ihm das Beste geschienen; nur aber wäre in der englischen Kirche das Sabbathsrecht am schärfsten behauptet worden.

Ich antwortete Ihnen, Herr Rittmeister! wir wollen uns anjetzo nicht bey vielerley Meynungen aufhalten, denn wenn alle Gelehrten einerley Absicht und einerley Einsicht hätten, so müßten hundert Meynungen in einer Sache vollkommen übereinstimmen.

Wir wollen vielmehr die Natur der Sache vor uns nehmen, und daraus ein richtiges und der Sache selbst recht angemessenes Urtheil fällen.

Gestehet man auch nur dem Sonntag ein bedingtes göttliches Recht ein; so will man doch damit stillschweigend behaupten, daß derselbe statt des ehemaligen Sabbaths zum öffentlichen Dienst GOttes von denen Aposteln, und zwar zum Anden-

denken der Auferstehung Christi erwehlet, daß derselbe in dieser Beschaffenheit von dem Volk angenommen, und von der Landes-Obrigkeit darzu bestätiget worden.

Nicht wahr also? das gemeine Volk, worunter auch Ihre Husaren gehören, wissen nicht anders, als daß der Sonntag einer der feyerlichsten Tage wäre, woran die Uebung der Religion gebunden, weil auch die schlechteste Eltern ihren Kindern von Jugend auf die Sonntags-Feyer einzuprägen sich bemühen.

Je stiller, je ordentlicher Sie nun diesen Sonntag von Ihren Husaren befeyern lassen; je ehrwürdiger und je tiefer drucken Sie das Bild der Religion in solche ein; im gegentheil aber je mehr Nachsicht, je mehr Erlaubnis Sie ihnen ertheilen, je kaltsinniger machen Sie solche in und gegen die Religion.

Sie kennen, als ein Gelehrter, die Kraft und den Eindruck der Ceremonien allzusehr, als daß ich vieles davon sagen sollte.

Sind diese gleich ein Schattenwerk, so weis doch auch der Mahler jeden Schatten zur Verschönerung seines Bildes zu benutzen.

Haben Ihre gemeine Husaren weniger Kraft zu denken, als Sie: so werden Sie das Lob eines klugen Officiers verdienen, wenn Sie sich nach ihrer schwachen Denkungsart herablassen, und sie desto schärfer zu einer äusserlichen guten Ordnung anhalten.

Sie müssen ja, als ein guter Officier, auch für die Seele Ihrer Husaren sorgen, und Ihre Kriegs-Artickel verpflichten Sie hierzu.

Ja! Sie haben sich selbst lieb, und besorgen Ihre eigene Sicherheit, wenn Sie Ihren Leuten das Sonntagsrecht im strengsten Verstande erklären.

Setzen Sie sich in Gedanken an die Stelle Ihrer Husaren. Nehmen Sie an sich selbst ab, wie widersinnig es Ihnen vorkommen würde, wenn Ihr Officier Sie zum Besuch des Gottesdienstes anhalten, wenn Ihnen der Prediger aus Gotteswort darinne erklären, wie viel der Dienst

GOt-

GOttes erfordere, und nach Endigung desselben der vorige wiederum Gelegenheit zu Ausschweifungen geben wollte?

Wer kann einen Husaren und eine stille, ehrbare Freude zusammen denken?

Der Husar lebt husarisch, und gebraucht alles husarisch.

Wollten Sie dahero das Tanzen auf den Sonntag erlauben, aber das Lärmen dabey verbiethen: so müßten Sie zum voraus wissen, daß solches schwerlich unterbleiben würde, oder Sie müßten einen Wohlgefallen an der Strafe tragen, die aus derjenigen Unordnung erwächst, wozu Sie doch selbst Erlaubnis und also Gelegenheit gegeben hätten. Keines von beyden kann ich von Ihnen glauben, wohl aber verbleibe ich

Ew. rc. rc.

XXII. Brief.

Von der Kirchenzucht.

Die Gelegenheit, mit Ihnen bekannt zu werden, fande ich an der Tafel des Herrn Obristen von A . . . y. Sie waren damals über uns frey in Ihren Reden, und nicht wenige von Ihren Herrn Cameraden bezeigten darüber kein geringes Mißfallen.

Sie schienen gegen alles erbittert zu seyn, was nur den Namen Religion hatte, und waren ganz besonders übereilt in Ihrem Tadel.

Dieser verbreitete sich so wohl über die protestantische als die catholische Religion, und Sie führeten nachstehendes zu Ihrem Behuf an.

Wenn die Religion, Religion seyn sollte, so müsse solche alle Menschen in der Kirche in glei-

chen Zustand setzen, weil das Wesen derselben allen persönlichen Unterschied verkennete.

Alle Strafen, welche den Sündern auferlegt würden, müßten nicht weltlich, sondern ganz geistlich und aus der Natur der Religion hergenommen seyn.

Es sey Ihnen keine Religion bekannt, darinne Sie noch eine ordentliche und gleichförmige Kirchenzucht gefunden hätten.

Ich beantwortete Ihnen eins nach dem andern, und was das erstere betrift, sey mir gar wohl bekannt, daß der in der ersten Kirche eingeführt gewesene Bruder und Schwester Name ein Beweis der damaligen Gleichheit sey.

Ob nun gleich diese Benennung unter uns nicht so üblich, so würde dadurch noch keine Ungleichheit eingeführet. Es folge von selbsten, wer GOtt dienen wolle, müsse sich als eine vernünftige Creatur desselben betrachten, und dieser Name setze uns noch alle in eben dieselbige Gleichheit.

Hiernächst sey es auch noch unter uns rechtlich, daß man grobe und beharrliche Sünder von der Gemeinde ausschliesse, und ihnen diejenigen Wohlthaten, bis zu ihrer angelobten Besserung, vorenthielte, derer sie sich selbst unwürdig gemacht.

Ja! fielen Sie mir in die Rede; daß sagen Sie wohl, aber geschiehet es denn auch allezeit?

Ich versichere Ihnen, daß bey dem Regiment der königlichen Grenadierer in Frankreich, keiner mit demjenigen Dienste thut, keiner mit demjenigen umgehet, der sich nur soldatische Unanständigkeiten läßt zu Schulden kommen. Ein solcher wird sogleich von dem Regiment verjagt, und man streichet seinen Namen als unwürdig aus der Liste.

Dieses findet man bey weiten nicht in der Kirche, die doch weit höhere Befehle, und weit wichtigere Aussichten hat, als ein Regiment Soldaten.

Ich habe sechs Monat in = = = gelegen. Ich bin in täglichen Gesellschaften gewesen, und habe

habe von dessen und jenen Lebenswandel Erkundigung einziehen können.

Ich bin erstaunt, daß man solche in der Kirche geduldet, da sie doch ihre eigene Bosheiten jedermann ungescheut erzehleten, und solche vielleicht unter ihre Heldenthaten gerechnet wissen wollten.

Was meinen Sie? Kann ich daraus wohl abnehmen, daß ein wahrer Ernst mit der Religion verbunden, und daß die Laster in ihrer Natur so heßlich seyn sollten, als wie man vorgiebt?

Das Laster bleibt immer ein Laster, es mag begangen werden von Hohen oder von Niedrigen. Ist es an sich unerlaubt, so sollte dessen Strafe durchaus gehen, und hier solte kein Ansehen der Person gelten, darum sage ich noch einmal: Es fehlet der Religion eine gleichförmige Kirchenzucht.

Man kann doch, fuhr ich fort, nicht ehender strafen, bis man einen überzeugt hat. Wie viele Unordnungen gehen heimlich unter Ihren Soldaten ungestraft hin? Deswegen, weil sie solche

nicht erfahren, oder sich nicht hinlänglich beweisen lassen, mithin ist der vorgebliche Mangel der Kirchenzucht weder der Obrigkeit noch der Kirche zuzuschreiben.

Das wird wohl schwerlich zu hoffen seyn, daß man die Apostolische Kirchenzucht wieder einführen wollte. Die Kirche ist in allen Landen so genau mit dem Staat verbunden, daß man billig dergleichen Hofnung aufgeben muß.

Jedoch! ich will Ihren Gedanken nicht überhaupt das Recht absprechen. Es haben von je her viele Gottesgelehrten eine bessere und genauere Kirchenzucht gewünschet, doch sind diese Wünsche bisher noch nicht völlig erfüllet worden.

Wir haben so gar diese Wünsche von der Zeit der Reformation Lutheri ererbet, und sie werden, leider! auf die späteste Nachkommen gebracht werden.

Komenius versichert in seiner Geschichte, daß Lutherus sehr bedauret, daß er in der neugepflanzten Evangelischen Kirche noch keine genaue Kirchenzucht hätte einführen können.

Sein Tod erfolgte zu früh, und nach demselben mochte man diese so nöthige Sache nicht mit behörigen Eifer getrieben haben, dahero auch **Buddeus** in seiner schönen Vorrede zu der Geschichte des **Komenius** schreibt: Die Nachfolger Lutheri würden solche Nachläßigkeit nicht verantworten können, indem es dadurch endlich dahin gediehen, daß zu Einführung einer rechten Kirchenzucht, in unsere Evangelische Kirche, fast gar keine Hofnung mehr übrig sey.

Diejenigen, welche in denen folgenden Zeiten Vorschläge gethan, haben entweder zu viele Hindernisse vorgefunden, oder sie sind von andern so sehr überschrien worden, daß noch niemalen der so schöne Endzweck hat völlig erlangt werden können.

Inzwischen werden, GOtt Lob! noch immer alle bekannte und erwiesene Laster bestraft, auch hat es noch keiner Obrigkeit mißfallen, wann Prediger in der Stille und mit Sanftmuth nach dem Gutachten des Taylor, ihr Strafamt verrichten, und die Laster öffentlich in ihrer Heßlichkeit und unausbleiblich schädlichen Folgen abschildern.

Ist gleich der ehemalige Bann nicht mehr unter uns in gleicher Form und Kraft: so müssen Sie wissen, daß dessen Mißbrauch in vorigen Zeiten bey uns den Gebrauch ganz unkenntlich gemacht hat.

Herzlich wäre es zu wünschen, daß sowohl die Theologen, als Juristen, mit mehrerer Mäßigung zu Werke gegangen, und mehr die Natur der Sache, als ihre eigene Affekten zu Rathe gezogen.

So aber thut Heßhus zu viel, und Thomas zu wenig, und darüber bleibt alles liegen. In denen neuern Zeiten haben Pfaff, Böhmer, Mosheim und Niemeier alles gethan, was von rechtschaffenen Männern gefordert werden kann.

Uebrigens hege ich das Zutrauen zu Ihnen, Sie werden so billig seyn, und wegen eines angeschuldigten Mangels der Kirchenzucht, die ganze Religion nicht verachten wollen. In dieser Hofnung beharret

Ew. ꝛc. ꝛc.

XXIII. Brief.

Von der Falschheit gegen sich selbst.

Wahr und falsch sind die zwey Pole des Verhältnisses, davon der erstere eine anziehende, und der andere eine zurückstossende Kraft haben sollte.

Wie sehr muß man sich aber nicht wundern, wann die unleugbare Erfahrung uns das Gegentheil versichert?

Sie können es an sich selbst erfahren, wenn Sie nur in Gedanken die Früchte Ihrer bisherigen Bemühung einsammlen wollen.

Wahrhaftig! Sie meinen es nicht redlich, sondern sind falsch gegen sich selbst, und das muß

Ihnen in die Augen leuchten, wenn Sie nur die Ursach gegen die Würkung, und die Würkung gegen die Ursach zu halten belieben wollen.

Nichts als Traurigkeit, Schwermuth und Verzweifelung müssen eine solche Denk- und Lebensart begleiten, die Sie bishero geführet, und Sie werden aus der Welt eilen, ohne ein wahrhaftes Vergnügen empfunden zu haben.

Was falsch ist, beschämet; und was wahr ist, vergnüget uns.

Erwehlen Sie also aus beyden das Vortheilhaftigste, und glauben, daß Sie herzlich liebet

Ew. 2c. 2c.

XXIV. Brief.
Von dem Handel.

Nicht ohne Grund zehlet der Herr von Windheim in seinen Anmerkungen zu dem Mosheimischen Protestantischen Kirchen-Recht, unter die Ursachen der Verachtung der Religion, und der daher entstehenden Freydenkerey, die Freyheit zu denken und zu schreiben, das Reisen in fremde Länder und die Ausbreitung des Handels.

Was das erstere betrift, so kann ja wohl dieselbe der gelehrten Welt nicht benommen werden, weil die Freyheit alle Untersuchungen ermuntern und zu ihrer vorhabenden Absicht führen muß.

Es giebt auch keine Wahrheiten, die an sich gefährlich sind, mithin kann man deren Nachfor-

forschung billig den freyen Lauf gönnen, nur wäre zu wünschen, daß es auf eine Art geschehen möchte, worinne der gemeine, unwissende oder boßhafte Haufe, keinen Zunder zu seinen thörichten Neigungen finden könnte.

Wollte man darum diese Freyheit einschränken, weil nicht alle gleiche Kräfte haben, das Ziel zu erlangen; so ist bekannt, daß neune fehlen müssen, ehe der Zehnte treffen kann, ob gleich alle einerley rühmliche Absichten hegen.

Zudem wäre kein Despot im Stande, den Einfällen und Gedanken ihre Freyheit zu untersagen. Reden kann man wohl verbiethen, aber das Denken nicht.

Und wer nur ein wenig die Natur der Menschen kennet, muß ohnfehlbar wissen, daß das Verbot eine verdoppelte Triebfeder zu einer vornehmen Neugierde verbothener Dinge seyn würde.

Man lasse vielmehr den Menschen denken, was, wie und so weit er will.

Es giebt ja nur eine gewisse und bestimmte Möglichkeit im Denken. Ist dieser Circul durchlau-

laufen, hat der Mensch seine Kräfte probirt und erschöpft, so muß er von selbst aufhören, und seinen Ueberwitz ganz beschämt einsehen.

Das aber wäre wohl billig zu nennen, wenn man bey dem Verlag und Verkauf giftiger Schriften mehrere Behutsamkeit anwendete.

Warum schränket man den Verkauf des Gifts so enge ein? als weil man allen Unglück und Boßheiten vorzubeugen gedenket, und dieses ist so löblich als recht.

Würde es aber nicht eben so nothwendig seyn, daß man verdächtige Schriften nur denen zukommen lasse, welche deren Ungrund einsehen, beurtheilen und nöthigen Gebrauch davon machen können.

Es ist zwar keine Sache in der Welt, die nicht könne gemißbraucht werden. Ich weis auch, daß der Mißbrauch niemalen den Gebrauch aufhebt; dennoch aber wäre zu wünschen, daß manche fremde Schriften so unbekannt, als unübersetzt geblieben wären.

Die Welt kann keinen Vortheil darinne finden, wenn sie mit etlichen guten Gedanken bereichert, hingegen aber mit einem Dutzend Boßheiten verschlimmert wird, und es kann fast den Charackter unserer Zeiten bilden, daß man scheinet sich ein Verdienst daraus zu machen, die älteste Irrthümer zu erneuern, und dieselbe alamodisch einzukleiden.

Doch den Reinen ist alles rein, und den Verkehrten ist alles verkehrt.

Die andere Ursach, woraus die Verachtung der Religion erfolgen soll, nennt der Herr von Windheim, das Reisen in fremde Länder.

Man kann nicht abläugnen, daß dieses seinen wahren Nutzen zu Erlernung der Sitten, Gebräuche, Regierungsformen und Verfeinerung des Umgangs nicht haben sollte, dennoch aber wird es ausser Zweifel seyn, daß viele fremde Thorheiten, fremde Laster und fremde Irrthümer mit ins Vaterland zurück gebracht werden.

Zu diesen beyden verderbenden Ursachen, setzt man noch den Handel und dessen fernere Ausbreitung.

So vielen Nutzen die Welt auf einer Seite davon ziehet: so vielen Schaden, auf Seiten der Religion, kann sie davon gewärtigen.

Freyheit ist die Natur und die Seele der Handlung, und diese wird immer mehr erweitert, als eingeschränkt.

Freyheit ruft den Matros auf das Schif. Freyheit verstattet ihm ein ungezähmtes Leben, und diese Freyheit hinterläßt an demselben oft nichts menschliches als seine Gestalt.

Bock sagt deswegen in seinen Ehrenkranz der Kaufmannschaft; wollte man auf den Schiffen eine Justitz einführen: so würde niemand auf die See gehen wollen.

Die Holländer unterlassen, nach der Erzehlung des Titius, in seinem Natur- und Völkerrecht, um des Jappanischen Handels willen, alle äusserliche Uebungen der Religion, so lange sie sich an jenen Küsten aufhalten.

Wie sehr wird die Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit gemißhandelt? Man kennet und ver-

kennet. Man braucht und mißbraucht nur dieselbe nach der Lage seiner abgezweckten Vortheile.

Wie viele Unzuläßigkeiten verstattet der Menschen-Handel? Man scheuet sich solche zu lesen, geschweige, daß man solche erzehlen sollte.

Helvet behauptet, daß die Handlung Pracht und Weichlichkeit einführe, und Balzak, daß sie den Muth und die Ehrbarkeit unterdrücke.

Bloß allein das Interesse erlaubet alles, und verbiethet alles. Dieses wird der allgemeine Grundsatz und der beste Ausleger, darum vertheidigen die Holländer in Europa das offene, und in Ostindien das verschlossene Meer.

Ja! wie sehr hat die Handlungs-Begierde die christliche Religion in den Augen eines Amerikaners verunstaltet? Wir müssen noch von ihnen die bittersten Vorwürfe hören, daß die Spanier sich ehemals ihres Landes bemächtiget, daß sie an ihnen unerhörte Grausamkeiten verübet, und daß sie Laster eingeführet hätten, welche auch selbst unter den Barbaren vorhero unbekannt gewesen.

Daß auch noch über dieses der große Handel wenig auf die Menschenliebe zurücksehe, beweißt ein sicherer Schriftsteller, wenn er sagt:

Wenn man eine gewisse Anzahl Menschen annimmt, welche theils im Kriege, theils aus der Ueberfahrt aus Afrika nach Amerika umkommen; wenn man die Zahl der Schwarzen, welche, wenn sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, Opfer des Eigensinnes, der Habsucht und der willkührlichen Macht eines Herrn werden, darzu thut, und zu diesen beyden Rechnungen die Mitbürger zehlet, die durch Feuer, Schifbruch und Scharbock umkommen; wenn man endlich die Matrosen rechnet, welche bey ihrem Aufenthalt auf der Insel S. Thomas durch die ansteckenden Seuchen, der dieser Gegend eigenen Witterung, hingeraft werden: so wird man eingestehen müssen, daß kein Faß Zucker nach Europa gebracht wird, welches nicht Menschenblut gekostet.

Hieraus und aus andern Umständen, besonders aus dem Betragen der Jesuiten in den

Indien, ist leicht zu erkennen, daß die Handlungs-Begierde der Religion schaden könne, und warum in unsern Zeiten dieselbe verächtlich werden will. Vielleicht sind Sie selbst im Stande mehrere Ursachen zu entdecken

Dero ꝛc. ꝛc.

XXV. Brief.

Von der Kraft der Beyspiele.

Beyspiele sind entweder einzelne Personen, oder einzelne Fälle, welche durch sich allgemeine Wahrheiten bestätigen, und die Welt schenkt denselben eine gesetzähnliche Kraft.

Wir sehen täglich, daß der Mensch weit williger durch die Nachahmung, als durch den Zwang der Gesetze gehorchet.

Diesen Hang der Menschen sollte man auf das sorgfältigste benutzen, und das Volk würde viel ehender einen Geschmack an tugendhaften Handlungen finden, je mehr es Urbilder und Muster erblicken würde.

Man bemerket durchaus eine freywillige und unbegränzte Begierde, Moden und Lebensarten

nachzuahmen, und diese Begierde würde sich auch in der Religion und Tugendwandel veroffenbaren, wenn nur ein jeder Vernünftiger sich eine Pflicht daraus machen wollte, ein Beyspiel seiner Brüder zu werden.

Zu dieser Pflicht sind wesentlich verbunden, alle Glieder einer Gesellschaft, besonders aber diejenigen, welchen die Republick eine Aufsicht über andere anvertrauet hat.

Solche haben nicht alleine den Bedacht dahin zu nehmen, sich selbst als Muster zu bilden; sondern auch die anstößige Beyspiele aus dem Wege zu räumen.

Die Athenienser verjagten darum den Weltweisen Diagoras, weil er sich unterstanden hatte zu sagen: Er wisse nicht, ob Götter wären, und wer solche wären, was sie wären? Und sie verdammten den Socrates nur darum, weil sie glaubten, er wolle eine neue Religion einführen.

Ist die Religion die Urquelle aller Handlungen, und aller Pflichten: so erfordert es die

Wohlfarth des gemeinen Wesens, alle Wachsamkeit zu verdoppeln, damit keine Uebelgesinnete dieses Gebäude erschüttern, noch dessen Grund untergraben mögen.

PLATO DE LEGIBUS

CAP. X.

Veri Dei ignoratio est summa omnium rerum publicarum pestis. Itaque omnis humanae societatis fundamentum convellit, qui religionem tollit aut ex animis hominum convellit.

Itaque nequaquam in Republica bene morata tolerandae vel disputationes ipsae contra Deum et ejus providentiam. Mala est enim consuetudo contra Deum disputandi, sive id ex animo fiat, sive simulate.

Deinde eorum hominum voces coercendae, qui ajunt, Religionem esse hominum commentum, arte institutum, vt ma-

joris cujusdam et anguſtae poteſtatis metu homines in officio continerentur.

Tertio punienda eſt omnis impietas. Eſt autem ejus ſpecies triplex. Prima negat Deum eſſe vllum. Secunda, negat Deum res haſce regere et praeſertim genus humanum. Tam enim Deum negat, qui ipſius providentiam tollit, quam qui Dei vllius ὕπαρξιν convellit.

Zusätze.

a) Zusatz.

Diese Bücher, welche der Tugend den Untergang drohen, sind von einer zwiefachen Art. Einige greifen die Gründe des Glaubens und der Religion ungescheut an: andere streuen den Saamen des Unglaubens behutsam aus, und verbergen ihre wahre Absichten unter der Decke der Vernunft.

Von den erstern hat die Religion nicht so viel zu befürchten, als von den letztern.

In den ersten ist die Art zu lehren, zu trocken, abgeschmackt und widerlich, daß niemand Lust

Vid. von Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift, P. I. Cap. II. §. 16. und S. 534. und folgg.

Lust hat, einem so störrigen Lehrmeister zu folgen: Die Unwissenheit und Lust zu sündigen zeigt sich in denselben deutlicher, als es Leute vertragen können, die der Schaam nicht ganz abgesagt haben.

Von der andern Art dieser ärgerlichen Schriften, ist darum mehr Schaden für die Lehre unsers Heylandes zu besorgen, weil die Verfasser derselben das Ansehen nicht haben wollen, als wenn sie die ersten Gründe der Religion wankend machten.

Man kann diese letztern wiederum unter zwo Haupt-Gattungen bringen. Einige suchen arglistiger Weise, Zweifel und Mißtrauen gegen die Religion in die Gemüther zu streuen. Sie würden sich zu verhaßt machen, wenn sie es offenbar thäten. Andere trachten die böse Lüste, die das Gesetz des HErren verdammt, durch geschickte Vorstellungen, durch eine einnehmende Beredsamkeit, durch das Feuer einer reichen und fruchtbaren Einbildung zu schmücken. Die meisten finden sich unter den Franzosen.

Die-

Dieses Volk übertrift die andern an Stärke der Einbildung. Daher ist es kein Wunder, daß ihre Bücher mit einer so heftigen Begierde gelesen werden.

Unter diesen Büchern sind viele, die zum Lob der Sünden, zum Schutze des Unglaubens, zur Beförderung der ungereimtesten Eitelkeit, zur Fortpflanzung einer unordentlichen Freyheit, in sehr vielen Dingen dienen. Andre Völker sind dadurch angetrieben worden, durch Arbeiten von eben der Art sich einen Ruhm zu erwerben. Man hat schon in allen Ländern viele Proben der Nachahmung. Unsere Kinder werden vielleicht die unglückliche Zeit erleben, da man zweifeln wird, ob ein Volk dem andern in diesem Stücke etwas vorzuwerfen habe.

Zu den Büchern, die auf eine arglistige Art, zum Schaden der Religion eingerichtet sind, rechnet er die erdichteten Geschichte und Reisen, in welchen die Religion und der Glaube der Christen bald in einer Fabel, bald in einem Gespräche mit einem Wilden, bald in der Beschreibung eines ausländischen Gottesdienstes ꝛc. ꝛc. angegriffen, und lächerlich gemacht wird. Man

darf

darf das Ziel nicht errathen, worauf die Pfeile gerichtet sind: hierher gehören einige, sonst wahre, Reisebeschreibungen und Geschichte fremder Völker, in welchen keine Gelegenheit versäumet wird, die Sitten, Gebräuche, Tugenden und Lebensarten ungläubiger Länder zu erheben, und den christlichen vorzuziehen.

Diese lesen viele, die weder Kraft noch Lust haben, den Ursachen der Dinge nachzudenken, und daher entstehet bey ihnen eine schlechte Meinung von der Natur und dem Nutzen der Religion unsers Erlösers.

Man will uns bereden, daß da, wo der Name JEsu nie gehöret ist, sich die reine und ungefälschte Tugend noch viel klärer sehen lasse, als da, wo man durch ihn hoffet selig zu werden.

Dahin gehören auch diejenigen Schriften, worin man die Stifter falscher Religionen entschuldiget und erhebt, worinne man die Meinungen und Anstalten der ungläubigen Völker für weise und vernunftmäßig ausgiebt, worinn man die Untugenden der Heyden, den Tugenden der

Chri-

Christen vorzieht. Des Grafen Boulainvilliers Vie de Mahomed kann zum Beyspiel dienen.

Eine von den nöthigsten Eigenschaften dieser Leute, ist eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Religion, und alles, was zu derselben gehöret, ein sinnreicher Spott und ein wohlangebrachtes Gelächter über den Glauben der Christen.

Ein Freydenker von dieser Art, muß durch eine falsche Klage, durch eine fürsichtige Spötterey, durch einen lustigen Einfall, durch eine giftige Muthmassung, durch eine verstellte Unwissenheit und durch viele solcher elenden Künste, andern die Meinung von sich beybringen, daß er nur auf dreißig Silberlinge warte, um JEsum offenbar zu verrathen.

Wo die Fürsehung des Höchsten nicht ins Mittel tritt, so ist vielleicht die Zeit so gar ferne nicht mehr, da man klagen wird, daß auch unsere sinnreiche und aufgeweckte Köpfe ihre Ehre durch die Schmach des Glaubens und der Wahrheit zu erhöhen suchen.

b) Zusatz.

Die vornehmste Gesetze und Regeln der freygeisterischen Sprache. *)

Die Geister von der ersten Größe, die das Ansehen haben wollen, daß sie über alle Irrthümer und Einbildungen des menschlichen Geschlechts gesieget, haben seit einiger Zeit eine gewisse Schreibart unter sich eingeführet, die sich fürtrefflich zu ihren Absichten schicket.

Sie beobachten dieselbe insgesamt so sorgfältig und heilig, daß man glauben sollte, einige aus ihren Orden hätten dieselbe mit Fleiß ersonnen, und die übrigen beredet, auf die Gesetze derselben zu schwören.

Wir

*) Siehe historisch- und moralische Abhandlung vom gelehrten Bücher-Fluch, S. 70. 71. u. f.

Wir wollen solche ins kurze ziehen.

1. Die der Welt Argwohn und Mistrauen gegen den Glauben der Christen ins Herz setzen wollen, müssen sich offenbar an denselben vergreifen.

2. Man muß allenthalben von seiner Liebe zur Wahrheit und Freyheit etwas einmengen, und sich stellen, als ob man in der Stille die Thorheit der Menschen beseufze.

3. Man muß mit einer gewissen Bescheidenheit zu verstehen geben, daß man vieles von seinen Einsichten aus Klugheit zurück halte.

4. Man muß die Schwachheit der Menschen, ihre Neigung zum Aberglauben, ihre Uebereilungen in geistlichen Dingen vergrössern.

Man muß, so oft es sich thun läßt, erwähnen, daß die meisten Religionen der Welt, dem weiblichen Geschlechte ihren Fortgang und Wachsthum zu danken hätten.

Man muß oft über die geistliche Tyranney klagen. S. Anton Collins von der Freyheit zu denken.

7. Die Hauptgründe der natürlichen Religion müssen oft verstohlener Weise angefochten und verdächtig gemacht werden.

8. Man muß sagen, die Religion sey unstreitig wahr: allein es sey zu bedauren, daß die Vernunft diese Wahrheit nicht sehen, noch weniger beweisen könne.

9. Es ist nöthig, über alles zu spotten und zu lachen, was von den meisten in der Welt geglaubet und angenommen wird.

10. Man muß hingegen allen neuen und nie erhörten Lehren beytreten, und ihre Urheber, als Lichter der Welt, herausstreichen.

11. Man muß keinen Fleiß sparen, die Bücher der heiligen Schrift aus dem Ansehen zu setzen, darinne sie bey den meisten stehen.

12. Man muß sich stellen, als wenn man lehrbegierig sey, und seine Zweifel gerne aufgelößt wissen wolle, und man muß die Gelehrten loben, die den gewöhnlichen Meynungen abgesagt haben.

13. Man muß die Geschichte der Leute, die besondere Seckten gestiftet, ausputzen, mit erdichteten Umständen vermehren, und überall so vorstellen, daß sie der Geschichte Mosis, Abraham, Elias und unsers Heylandes selbst nicht ungleich scheinen. Dadurch erwirbt man sich Ehre, und die Religion verliehret ihre äusserliche Würde.

14. Man muß von den heiligen Lehren der Religion zuweilen mit solchen Redensarten sprechen, die in den Gemüthern der Menschen einen verächtlichen und unwürdigen Begrif erwecken.

15. Man muß vor allen einen guten Vorrath von sinnreichen Sprüchen, aus den heydnischen Schriftstellern, bey der Hand haben, und dieselbe auf die geistlichen Dinge zu deuten wissen.

16. Ist es bedenklich, mit der Religion selber anzubinden, so spiele man mit den Wörtern und Abtheilungen, derer sich die Lehrer derselben bedienen.

17. Wer von den Gebräuchen der Ungläubigen handeln muß, der rede mit den Worten da-

davon, die den Anstalten der Christen gewidmet sind.

18. Man sage, die Religion sey schlecht zu denen ersten Zeiten vertheidiget worden, ihre ältesten Beschützer wären einfältige Leute gewesen, das kluge Heydenthum habe eben solche Sitten vorgeschrieben, als die Lehre JEsu.

19. Man melde sich mit einer wohlgefaßten Klage, über den Verlust des rechten Christenthums.

20. Die ersten Gemeinden der Christen muß man aus lauter verächtlichen Gesindel, elenden Knechten, Bettlern, verdorbenen Kaufleuten und einer Handvoll trauriger und gallsüchtiger Leute zusammen setzen; die Lehrer müssen als ungelehrte und wüste Köpfe beschrieben werden.

21. Man muß bey einer jeden Gelegenheit dasjenige tückisch anbringen, und über die Gebühr ausdehnen, was einige Gelehrte von der Ungewißheit der Kirchengeschichte, von der Leichtglaubigkeit einiger unter den ersten Christen und von den gottseligen Betrügereyen gemeldet haben.

22. Vor allen Dingen müssen die Geistliche und Vorsteher der Kirchen so schwarz und lasterhaft gemacht werden, als es möglich ist.

23. Man muß von der Religion und von göttlichen Dingen niemals ernsthaft und vernünftig, sondern lustig und possenhaft schreiben.

c) Zusatz. *)

Was die Bücher betrift, die den Sünden und bösen Lüsten der Menschen, Leben und Nahrung geben, so ist es bekannt, daß bereits ein großes Heer dergleichen in allen Sprachen vorhanden sey, welche die Sünden und Laster loben, und den verderbten Menschen gleichsam empfehlen.

Die christlichen Regierungen regen sich selten gegen die unbändige Freyheit, die in diesen Büchern, zum Schaden der Ehrbarkeit und Tugend, ja! zum Unglück des gemeinen Wesens herrschet.

Die Leute, die an einigen Orten bestellt sind, acht zu haben, daß keine gottlose, unflätige und ärgerliche Werke zum Vorschein kommen, wer-
den

*) Vid. Mosheims Sittenlehre P. I. Cap. II.

den entweder betrogen, oder achten dieses Unwesen nicht.

Die Diener des Evangelii, die dagegen eifern, werden beschuldiget, daß sie die Freyheit der Geister ersticken, und ein Päbstliches Gewissens-Gericht wieder einführen wollen.

Die Jugend von beiderley Geschlecht, lieset dergleichen Dinge mit besondern Vergnügen. Darf man sich daher wundern, woher das unreine Feuer komme, daß in vielen noch unerfahrnen Gemüthern unversehens auffähret, und nicht eher nachläßt, als bis es durch klägliche Sünden ist gemäßiget und gelöschet worden.

Darf man sich wundern, daß so viele einen Abscheu für allen, was zur Wahrheit und Gottseligkeit gehöret, in den ersten Jahren empfangen, und die ganze Zeit ihres Lebens behalten?

Darf man sich wundern, daß alle Uebungen des Gottesdienstes und der Andacht so versäumet, und zuweilen auf eine geraume Zeit von denen ausgesetzt werden, die doch die Hofnung zu einer glückseligen Ewigkeit nicht aufgeben wollen?

d) Zusatz.

Erklärung, oder Widerruf des ehemaligen Lieutenant de la Serre. *)

Da ich im Begrif stehe, GOtt meine Seele zu überliefern, und wahrhaftig mit reuigen Empfindungen über die Aergernisse erfüllet bin, welche ich durch meine Reden und Schriften habe verursachen können; so bezeuge ich, daß die Folge eines Buchs, unter dem Titel: Les ſentiments de Monſ. Guillaume Burnet ſur la Religion, oder Examen de la Religion par Mr. de S. Evremond, dessen Ver-

*) Vid. Bibliotheque raiſonnée Tom. XLI. p. II. pag. 475. ferner A. G. M. Betrachtung über die Bekehrung des Herrn de la Serre. Ferner die Bußthränen des de la Serre in Meyers närrischen Welt p. 347.

Verfasser ich bin, die Frucht einer erhitzten und in der Freygeisterey ersoffenen Einbildung sey.

Daher ich mich erkläre, daß meine Meynungen demselben zuwider sind, und diejenigen, in deren Händen sich dieses Buch befindet, inständig bitte, sie wollen es als ein schädliches Buch, und als eine Frucht der Freygeisterey, verbrennen.

Ich bitte auch diejenige, die ein Manuscript, das ich von der Natur der Seele aufgesetzt, in Händen haben, sie wollen es verbrennen, und als eine gefährliche und mit lauter ungereimten Dingen angefüllte Schrift, und als eine schädliche Frucht einer tollen Einbildung ansehen, wie ich denn dieses selbst zu glauben, hierdurch bezeuge, wobey ich GOtt und die Religion von Grund meines Herzens um Verzeihung bitte, so wohl wegen diesen elenden Schriften, als wegen einiger Stellen gegen die Religion, die sich in einem Buch, unter dem Titel: Lettres ſur les mœurs & caracteres de differens etats, qui compoſent la France, befinden, welches Herr = = = Buchführer zu = = = in Händen hat, dem ich

das

das Manuscript verkaufet habe. Geschehen zu Mastricht den 10ten April 1748.

de la Serre.

So muß ein starker Geist noch sterbend uns belehren,
Wie stark die Wahrheit ist, wie schwach der Irrthum sey
Vielleicht! vielleicht! will er noch seinen Brüdern wehren
Vielleicht ist er zu schwach! vielleicht ist er zu frey!
Kommt! starke Geister, kommt! und spiegelt euch daran,
Erkennt, es ist ein GOtt, der Herzen ändern kann.

e) Zu-

e) Zusatz.

Auserlesene Zeugnisse gegen die Freygeister von dem Herrn Rousseau.

Wie viele Annehmlichkeit fehlet dem, welchem die Religion fehlet! Was kann ihn in seinem Unglück trösten? Was belebt seine guten Handlungen, die er in der Stille vorbringt? Welche Stimme redet in seinem Herzen? Welche Belohnung kann er von der Tugend erwarten? Mit welchen Augen soll er den Tod ansehen?

—— Weis man nicht —— daß sich das Gewissen in jedem Jahrhundert unvermerkt verändert, und sich nach der Unbeständigkeit und Abwechselung der Vorurtheile richtet? Lasset

uns

uns aber das ewige Wesen anbeten, so werden wir durch einen einzigen Hauch diese Fantomen der Vernunft vertreiben, die nur einen flüchtigen Schein haben, und wie ein Schatten vor der unveränderlichen Wahrheit fliehen.

Fliehet diejenigen, welche unter dem Vorwand, die Natur zu erklären, verwüstende Lehren in die Herzen der Menschen ausstreuen, und deren scheinbare Zweifelsucht bisweilen bejahender und entscheidender ist, als der Machtspruch ihrer Gegner.

Unter dem stolzen Vorwand, als ob sie allein erleuchtet, glaubwürdig und zuverläßig wären, unterwerfen sie uns gebietherisch ihren gewaltsamen Urtheilen, und wollen uns die unverständlichen Systema, die sie in ihrer Einbildungskraft aufgeführet haben, als wahre Grundsätze aufdringen. Da sie übrigens alles, was die Menschen für ehrwürdig halten, niederreissen, vernichten und mit Füssen treten, rauben sie zugleich den Betrübten den letzten Trost ihres Elendes, den Mächtigen und Reichen aber den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie entreissen dem Herzen die Gewissensbisse über die Verbrechen, die

Hof-

Hofnung der Tugend, und rühmen sich noch die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn.

Nimmermehr! sagen sie, kann die Wahrheit dem menschlichen Geschlechte schädlich seyn, ich glaube es selbst, und das ist meines Erachtens, ein deutlicher Beweis, daß dasjenige, was sie lehren, nicht die Wahrheit sey.

b) Die Verachtung der Religion, die Freygeisterey und Naturalismus bindet die Seele zu sehr an das zeitliche Leben, machet sie weichlich und niederträchtig, führet alle Leidenschaften in den Mittelpunct eines verächtlichen Eigennutzes, einer verwerflichen Selbstliebe zusammen, und untergräbt dadurch nach und nach die wahren Gründe aller Gesellschaften.

c) Die Schwärmerey erkühnet sich dem Gewissen nachzuahmen, und in seinem Namen das Laster anzupreisen. Endlich wird das Gewissen der Sache überdrüßig, weil es mit Gewalt abgewiesen wird; Es redet nicht mehr mit uns, es antwortet uns nicht mehr; und nach so langwierigen Verachtungen gegen dasselbe, kostet es eben

so

so viel, dasselbe wieder zurück zu rufen, als es kostete, solches zu verbannen.

d) Das Evangelium, dieses göttliche Buch, das einzige nothwendige für einen Christen, und das nützlichste unter allen, selbst für den, der kein Christ wäre, darf nur mit Aufmerksamkeit gelesen werden, um die Seele zur Liebe gegen den Urheber desselben, und den Willen zur Erfüllung seiner Befehle zu bewegen. Nie hat die Tugend eine so sanfte Sprache geredet; er hat die tiefste Weisheit sich mit so viel Stärke und Simplicität ausgedruckt.

Man lieset dasselbe nie, ohne dadurch gebessert zu werden.

Die Majestät, die in der heiligen Schrift herrscht, setzt mich in Erstaunen, die Heiligkeit des Evangelii spricht in mein Herz.

Man halte alle philosophische Bücher, mit allem, was sie prächtiges haben, dagegen, wie klein sie gegen dasselbige.

Ist es möglich? daß ein Buch, in welchem sich so viele erhabene Weisheit findet, das Werk der Menschen seyn sollte.

Q Kann

Kann ein Enthusiast, ein aufgeblasener Secktirer in diesem Tone reden?

Welche Schönheit! welche Reinigkeit herrscht in seinen Sitten! welche rührende Annehmlichkeit in seinen Unterweisungen! welche Erhabenheit in seinen Lehren! welche Gegenwart des Geistes! welche Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! welche Herrschaft über die Leidenschaften!

Wo ist der Mensch? wo ist der Weise, der ohne Schwachheit und ohne Pralerey lebt, leidet und stirbt?

Wenn Plato seinen eingebildeten Gerechten, mit aller Schande des Lasters bedeckt, und aller Belohnung der Tugend würdig vorstellet: so mahlet JEsum Christum Zug für Zug; die Aehnlichkeit fällt so deutlich in die Augen, daß alle Kirchen-Väter sie bemerkt haben, und daß es nicht möglich ist, sich zu irren.

Wie groß muß das Vorurtheil? wie stark die Verblendung seyn? wenn man es waget, den Sohn der Sophronisca, mit dem Sohn der

Maria zu vergleichen. Wie weit ist einer von dem andern entfernt?

Sokrates, dessen Tod weder schmerzlich noch schimpflich war, konnte leicht seine Standhaftigkeit bis ans Ende behaupten; und wenn auch dieser leichte Tod seinem Leben nicht Ehre gebracht hätte, so würde man zweifelhaft seyn, ob Sokrates mit aller seiner Klugheit, etwas anders gewesen sey, denn ein Sophist.

Er war der Erfinder der Sittenlehre, sagt man: aber andere vor ihm hatten, schon ihr Leben nach derselben geführet; er that weiter nichts, als daß er das predigte, was jene ausgeübt hatten, er entwarf seine Lehren nach ihren Mustern.

Aristides war gerecht gewesen, ehe noch Sokrates gesagt hatte, was die Gerechtigkeit sey; Leonides war für sein Vaterland gestorben, ehe noch Sokrates die Liebe zu demselben zur Pflicht gemacht hatte. Sparta war mäßig, ehe Sokrates die Mäßigkeit anprieß, ehe er noch die Tugend lobte, war Griechenland schon voll tugendhafter Männer.

Aber! wo hatte JEsus Christus unter seinem Volk diese erhabene und reine Moral gelernt? von welcher er allein so vortrefliche Lehren und Beyspiele gegeben hat.

Die erhabenste Weisheit erhob ihre Stimme aus dem Schoos der ungestümmsten Schwärmerey, und das verachteste Volk prangte mit der Einfalt der heroischten Tugenden.

Der Tod des mit seinen Freunden geruhig philosophirenden Sokrates, ist der sanfteste, den man nur wünschen kan; der Tod aber, den JEsus Christus unter Martern, Ungerechtigkeiten, Verspottungen und Schmähungen eines ganzen Volks starb, ist der schrecklichste, den man fürchten kann.

Sokrates, der den Giftbecher nimmt, segnet den, der ihm denselben mit weinenden Augen darreicht: JEsus, der mitten unter den schrecklichsten Martern stirbt, betet für seine in Wuth gebrachten Peiniger.

Ja, gewiß! wenn man in dem Leben und dem Tode des Sokrates einen Weisen findet,

so findet man in dem Leben und Tode JEsu einen GOtt.

Wollen wir etwa sagen, die Geschichte des Evangelii sey nur zum Vergnügen erfunden? Nein! so pflegt man nicht zu erfinden; und die Geschichte des Sokrates, an welcher doch niemand zweifelt, ist weit weniger durch Zeugnisse bewiesen, als die Geschichte JEsu Christi.

Im Grunde hiesse das auch die Schwierigkeiten eher vergrößern, als heben; es würde weit schwerer zu glauben seyn, daß sich verschiedene Personen zusammen beredet, dieses Buch zu schmieden, als daß eine einzige Person die Materie darzu gegeben habe.

Die Juden, wenn sie Verfasser von diesen Buche wären, würden nie, weder diesen Ton noch diese Sittenlehre getroffen haben; das Evangelium hat ausser dem so große, so deutliche und völlig unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder desselben mehr zum Erstaunen bewegen würde, als der Held selbst.

e) Wenn die moralische Güte unserer Natur gemäß ist, so kann der Mensch so wohl am

Verstande als am Leibe, nur in so weit gesund seyn, als er gut ist.

f) Wenn sich die Leidenschaft der Tugend erhebt, so herrschet sie allein, und erhält alles in einem Gleichgewicht: auf solche Art bildet sich der wahre Weise, welcher eben so wenig, als ein anderer vor den Leidenschaften sicher ist; der sie aber allein recht durch sie selbst zu überwinden weis, so wie ein Steuermann auch bey widrigen Winden zu schiffen weis.

Die Tugend ist ein Stand des Krieges, und um darinne zu leben, hat man beständig etwas wider sich zu streiten.

g) Wenn man die üblen Folgen des Lasters sattsam entwickeln könnte, wie sehr würde es sich in seiner Rechnung betrogen finden, wenn es das, was es gewollt hat, erlangt!

h) Alle Boßheit rührt von Schwachheit her, das Kind ist nur deswegen boßhaftig, weil es schwach ist; macht es stark, so wird es gut seyn: Derjenige, der alles könnte, würde niemals böses thun. Unter allen Eigenschaften der Gottheit

ist die Güte diejenige; ohne welche man sie am wenigsten begreifen kann.

i) Heucheley ist eine Ehrerbietung, welche das Laster der Tugend erweiset; ja! so wie derjenige von den Mördern des Cäsars, der sich zu seinen Füssen warf, um ihn desto sicherer zu erwürgen. Die Boßheit mit dem gefährlichen Mantel der Heucheley bedecken, heißt nicht die Tugend ehren, das heißt, sie beschimpfen, indem man ihre Fahnen entheiliget, das heißt, die Niederträchtigkeit und Schelmerey allen andern Lastern beyfügen, das heißt, sich auf ewig den Rückweg zur Redlichkeit verschliessen.

Die niederträchtige auskriechende Seele eines Heuchlers, gleicht einen Cadaver, in welchen man weder Feuer noch Hitze, noch eine Spur, daß er wieder aufleben werde, antrift.

Man hat große Bösewichte in sich gehen, ihren Lebenslauf heilig beschliessen, und als solche sterben sehen, die zur Seligkeit bestimmt sind.

Das hat aber noch niemand gesehen, daß aus einem Heuchler ein ehrlicher Mann gewor-

den, man würde vernünftiger Weise haben versuchen können, den Kartusch zu bekehren, aber niemals würde ein weiser Mann den Cromwell zu bekehren, unternommen haben.

k) Man kann bey dem, was man Ehre nennt, diejenige unterscheiden, welche aus der allgemeinen Meynung entstehet, und die, welche aus der Hochachtung gegen sich selbst herfließt.

Die erstere bestehet in eitel Vorurtheilen, die beweglicher sind, als eine ungestümme Welle, die andere hat ihren Grund in den ewigen Wahrheiten der Sittenlehre.

l) Tugend kommt von dem Wort Stärke her, die Stärke ist der Grund aller Tugend.

Derjenige ist ein tugendhafter Mensch, der seine Leidenschaften zu überwinden weis.

Die Tugend gehöret nur für ein, seiner Natur nach, schwaches und dem Willen nach starkes Wesen: Hierinne besteht das Verdienst des gerechten Mannes.

m) Es verhält sich mit der Freyheit, wie mit der Unschuld und mit der Tugend, deren

Werth man nur in so weit empfindet, in so fern man sie selbst gemisset, und deren Geschmack sich verliehret, so bald man sie verlohren hat.

n) Die Seele, wenn sie sich durchs Gebät zur Quelle der Empfindung und des Seyns erhebt, verliehret daselbst ihre Trockenheit und Mattigkeit. Sie wird neu gebohren, sie ermuntert sich, sie sammlet neue Kräfte, sie bekennt ein neues Leben, eine andere Existenz, die nichts mit den Leidenschaften des Körper zu thun hat; sie wird, so zu sagen, aus sich selbst versetzt, sie tröstet sich mit einem Blick in jenen weit erhabenern Zustand, der für sie aufgehoben ist.

o) Die Kenntnis der Welt ist voller Schwierigkeiten, und es ist schwer zu wissen, welche Stelle man einnehmen müsse, um sie recht kennen zu lernen. Der Weltweise ist gar zu weit davon entfernt, und der Weltmensch ist gar zu nahe dabey. Der eine sieht allzu viel, als daß er nachdenken könnte, der andere allzu wenig, als daß er von dem ganzen Gemählde urtheilen könnte.

p) Ein aufrichtiges Herz ist das erste Werkzeug zur Wahrheit; wer nichts empfunden hat, kann auch nichts lernen; er schwankt und fällt immer aus einem Irrthum in dem andern, er erlangt nur ein eitles Wissen und unfruchtbare Erkenntnis, weil ihm das wahre Verhältniß der Sachen gegen den Menschen, welches doch seine Hauptwissenschaft ist, verborgen bleibt.

q) Der Mensch ist sehr stark, wenn er sich nur daran begnügen läßt, zu seyn, was er wirklich ist; er ist aber sehr schwach, wenn er sich über die Grenzen der Menschlichkeit erheben will.

* * *

r) Man nehme sich wohl in acht, daß man nicht den geheiligten Namen der Ehre mit dem wilden Vorurtheil vermenge, welches alle Tugenden auf die Spitze eines Degens setzt, und nur geschickt ist, beherzte Bösewichte zu machen.

s) Nur das halbe Wissen, und die falsche Weisheit, vermöge welcher unsere Absichten nur bis zum Tod und nicht weiter hinaus gehen, macht das schlimmste Uebel für uns daraus. Die Nothwendigkeit zu sterben, ist bey dem weisen Menschen nur ein Bewegungsgrund, die Müh-

Mühseeligkeiten des Lebens zu ertragen. Wenn man nicht versichert wäre, daß man es einmal verliehren würde, so würde es allzu viel zu erhalten kosten.

t) Bey dem wahren Talent, bey dem wahren Genie befindet sich eine gewisse Einfalt, welche macht, daß es nicht so unruhig, nicht so hitzig und nicht so geschwind ist, sich zu zeigen, wie ein scheinbares und falsches Talent, das man für ein wahres hält, und das doch nichts ist, als eine eitele Hitze und Begierde sich sehen zu lassen, ohne die Mittel zu haben, darinne glücklich zu seyn.

* * *

Wie glüklich ist nicht, der nach diesen Regeln lebt,
Und seinen Mutterwitz nicht allzusehr erhebt.
Gelehrsamkeit und Fleiß sind an sich gute Sachen;
Jedoch! kann man sie auch nicht selbsten giftig machen?
Der freye Geist erfährts, er macht sich selbst verkehrt,
Und träumet doch dabey: So sey er recht gelehrt.

f) Zu-

f) Zusatz.

S. Schilderungen der gegenwärtigen Zeiten. S. 13. 14.

Ehrgeiz und Wollust sind die beyden Götzen denen man opfert. Alle Urtheile, so man fällt, irgend eine Religion anzunehmen, oder zu verwerffen, sind eigentlich nichts als ein Zeitvertreib, bis daß das Unvermögen sich den Wollüsten und Welthändeln zu ergeben, die Nothwendigkeit aufleget, an die Ewigkeit zu gedenken. Dieses Wort ist schrecklich, es mag nun Vorurtheil oder Vernunft seyn. Im sechzigsten Jahre werden die stärksten Geister davon gerühret.

b) Eben das. S. 10. Man würde sich scheuen, vor einen Atheisten gehalten zu werden.

Aber es ist rühmlich, es ist Mode ein Deiste zu seyn. Glückliche Erfindung sich den Vorschriften der Kirche zu entziehen.

Unter hundert Personen, die ich von allerley Rang und Stande befragt, habe ich ihrer kaum zehn gefunden, die mir nicht mit Nachdruck, die Vortreflichkeit der natürlichen Religion gerühmet hätten. Ich habe auf ihre Aufführung Achtung gegeben, und ich habe erfahren, daß alle diese Leute so schlechte Deisten als falsche Christen waren.

Warum will man also die Leute überreden, man sey ein Deist, da man doch weder Einsicht genug hat, das System, so man annimmt, zu vertheidigen, noch Frömmigkeit genug, seine Sitten darnach einzurichten. Warum? Weil heut zu Tag die Freygeisterey die Art der Welt ist. Alle christliche Uebungen sind zur Last worden, doch ist es schimpflich seine Schande zu gestehen, und sich dem Schimpfe zu entziehen, schmücket man sich mit einer Religion, welche

in

in Wahrheit weder dem Fasten noch dem ehelosen Wesen unterwirft.

Ein guter Deist besitzet alle gesellschaftliche Tugenden. Sind viele auf diese Art Deisten? Giebt es vielleicht einen einzigen?

g) Zuſatz.

De la Bruyere.

Les Eſprits fort ſcavent-ils qu'on les appelle ainſi par ironie?

Quelle plus grande foibleſſe, que d'etre incertains, quel eſt le principe de ſon etre, de ſa vie, de ſes ſens, de ſes connoiſſances, & quelle en doit etre la fin? Quel decouragement plus grand, que de douter, ſi ſon ame n'eſt point matiere, comme la pierre & le reptile, & ſi elle n'eſt point corruptile comme ces viles creatures.

g) Zuſatz.

De la Bruyere.

Les Eſprits fort ſcavent-ils qu'on les appelle ainſi par ironie?

Quelle plus grande foibleſſe, que d'etre incertains, quel eſt le principe de ſon etre, de ſa vie, de ſes ſens, de ſes connoiſſances, & quelle en doit etre la fin? Quel decouragement plus grand, que de douter, ſi ſon ame n'eſt point matiere, comme la pierre & le reptile, & ſi elle n'eſt point corruptile comme ces viles creatures.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zahn, Johann Heinrich Christoph, 1723-1780

Briefe an die Freydenker Worinne dieselbe aus ihren eigenen Schriften und der Natur der Sache widerleget werden

Bd.: Dritter Theil

Eisenach 1765

Ph.pr. 1406 c-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042494-4
VD18 90585542